



7500 Jahre bäuerliche Besiedlung in der Lommatzcher Pflege

Von den Anfängen im 5. Jahrtausend v. Chr.
bis ins 11. Jahrhundert n. Chr.

Michael Strobel, Thomas Westphalen

Grabenwerk der mittleren
Jungsteinzeit bei Pahrenz,
Drohnenaufnahme der Grabung,
2014
© Landesamt für Archäologie
Sachsen

Die Lommatzcher Pflege gehört nicht zu jenen Agrarlandschaften, die gemeinhin als „benachteiligt“ eingestuft werden. Tatsächlich ist keine andere Region im Freistaat, in der bis heute intensive Landwirtschaft betrieben wird, mit so vielen naturräumlichen Potentialen gesegnet wie die „Kornkammer Sachsens“. Nicht erst seit 500 Jahren, sondern seit mehreren Jahrtausenden bilden flächenhaft ausgeprägte fruchtbare Parabraun- und lokal verbreitete noch fruchtbarere Schwarzerden die Grundlage bäuerlicher Existenz. Diese Böden entwickelten sich unter nacheiszeitlichen Bedingungen auf Löss, der während der letzten Kaltzeit als feiner Staub aus dem Gletschervorfeld im südlichen Brandenburg ausgeweht und zwischen Elbe und Mulde bis zu einer Mächtigkeit von 20 Metern abgelagert worden war.

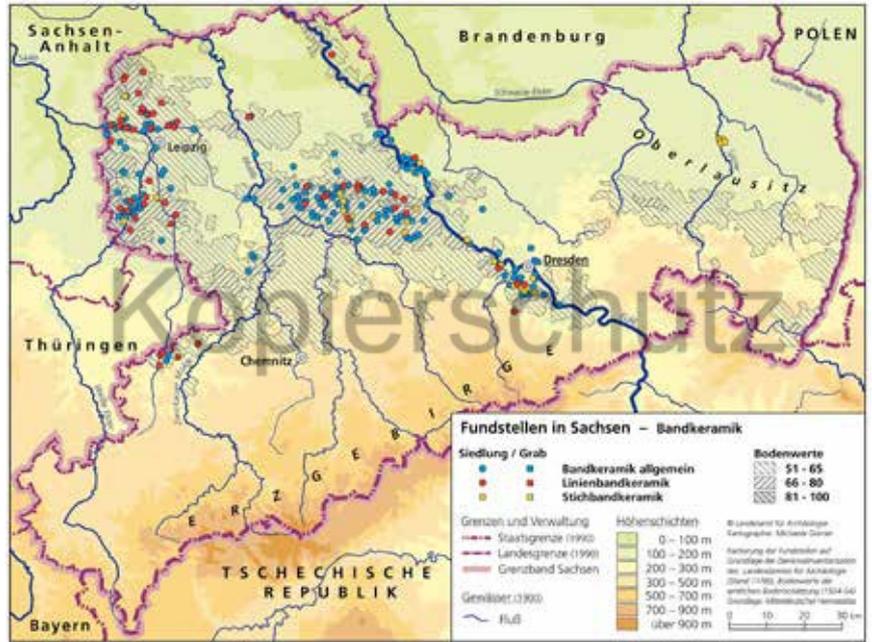
Die ersten Bauern in der Lommatzcher Pflege (Bandkeramik, 5500-4500 v. Chr.)

Die naturräumliche Ausstattung des mittelsächsischen Lösshügellandes genügte allen Ansprüchen, die schon die ersten Bauern um die Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. an Bodenverhältnisse, Klima, Wasserversorgung und Vegetation stellten. Hier fanden einwandernde bäuerliche Familienverbände, was ihnen aus ihren Herkunftsgebieten an der mittleren Donau vertraut war: fruchtbare Lösslehmböden, gemäßigte Jahresmitteltemperaturen und -niederschläge, Bachläufe sowie lichte Eichenmischwälder. Innerhalb weniger Generationen brachten erste Pioniere vom westlichen Balkan auch nach Sachsen, worauf bis heute unsere Ernährung beruht: Sesshaftigkeit, Ackerbau und Viehzucht.

Wo die naturräumlichen Voraussetzungen nicht erfüllt waren, stieß die neue Lebensweise an Grenzen, die teilweise erst sehr spät überschritten wurden. Südlich der Wetterwitzer und Katzenberger Höhe entstanden feste bäuerliche Siedlungen nicht vor dem hohen Mittelalter. Offensichtlich verhinderten staunasse Böden und höhere Niederschläge eine dauerhafte Besiedlung. Die nördliche Grenze der neolithischen Altsiedellandschaft dagegen verlief bis weit ins 5. Jahrtausend v. Chr. in einem einen Kilometer breiten Korridor vor der Lössrandstufe.

Die Bauern der frühen Jungsteinzeit errichteten massive, bis zu 50 Meter lange, lehmverputzte Pfostenbauten auf lössbedeckten Kuppen und flachen Hängen meist in der Nähe von Bachläufen und Quellen, um sich mit frischem Wasser versorgen zu können. An geeignetem Bauholz herrschte in den Eichenmischwäldern kein Mangel. Die Häuser beherbergten unter stroh-, rinden- oder schindelgedeckten Giebeldächern Wohnungen, Vorratsspeicher und Werkstätten, aber keine Ställe. Haustiere, vor allem Rinder und Schweine, in kleineren Anteilen auch Schafe und Ziegen, wurden je nach Saison in den Wäldern oder innerhalb der Dörfer gehalten. Auf Tongefäßen eingeritzte und eingestempelte lineare Muster wie Wellenlinien gaben dieser ersten Bauernkultur ihren Namen (Linienbandkeramik, 5500-4900 v. Chr.). Aus Feuersteinknollen schlug man Messer, Kratzer, Pfeilspitzen und die Einsätze von Sichel, die zum Schneiden von Getreide und Gräsern dienten. Auf gartenartigen, kleinen Feldern wurden nach der Lockerung des Bodens mit einfachen Hacken Einkorn, Emmer, Hülsenfrüchte (Linse, Erbse) oder Schlafmohn angebaut und anschließend die entspelzten Getreidekörner mit Handmühlen aus grobkörnigen Gesteinen zu Mehl verarbeitet.

Zur Gewinnung von Ackerland und Holz musste der Wald gerodet werden. Jedes Steinbeil erinnert daran, mit welchen einfachen, an Holzstielen festgebundenen Klingen aller Größen

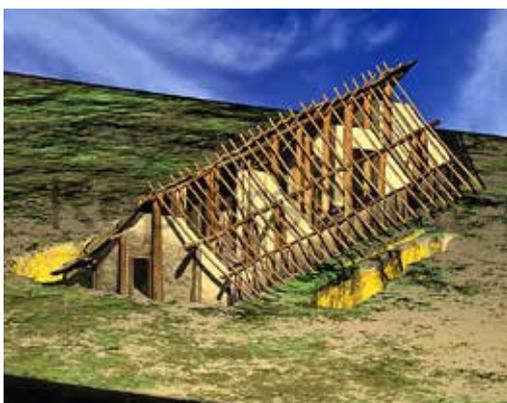


Baumstämme gefällt, komplexe Holzverbindungen hergestellt und filigrane Holzgefäße gefertigt werden konnten. Die frühen Bauern waren gleichzeitig hervorragende Handwerker und verwendeten in ihrem Alltag viel mehr Gegenstände aus Holz, Rinde, Bast, Leder oder Wolle, als es Keramik, Feuerstein- und Felsgesteingeräte ahnen lassen. Doch alles, was aus organischen Materialien bestand, ja sogar die Knochen von Tieren und Menschen, sind im entkalkten Lössboden der Lommatscher Pflege vergangen. Wenig bis gar nichts gibt daher über das Verhältnis von Haus- und Wildtieren oder die Größe, die Krankheiten und die Lebenserwartung von Dorfgemeinschaften Auskunft. Die entscheidenden Befunde, nämlich Gräber, in denen menschliche Individuen greifbar werden, fallen erhaltungsbedingt fast vollständig aus. Immerhin scheinen die Verstorbenen nicht nur in Hockerstellung bestattet, sondern auch verbrannt worden zu sein. Leider zieht sich damit vor die schriftlose Vergangen-

Beste Böden – älteste bäuerliche Besiedlung: Frühe Bauern der Bandkeramik ließen sich vor allem auf den fruchtbaren Lössböden der Lommatscher Pflege nieder.
© Landesamt für Archäologie Sachsen

Links: Rekonstruktion eines bandkeramischen Pfostenbaus
© Landesamt für Archäologie Sachsen

Rechts: Verzierte Gefäße der Linienbandkeramik
© Landesamt für Archäologie Sachsen, Foto: J. Lösel



heit der Schleier selektiver Erhaltung der archäologischen Quellen.

So viel Wissen sich in den letzten Jahren über die Bauweise der Häuser angesammelt hat, so rätselhaft bleiben Tonfiguren von Mensch und Tier. Zumal weibliche Statuetten wie die „Venusfiguren“ von Birmenitz und Mauna oder ein Neufund aus Pitschütz werfen die Frage auf, welche Vorstellungen mit diesen vollplastischen Darstellungen verbunden worden sein könnten. Repräsentierten sie Muttergottheiten, Ahnen oder Fruchtbarkeitsfetische? In jedem Fall scheint „Idolplastik“ nur in größeren und bedeutenderen Siedlungen vorzukommen.

Oskar Wallrabe in Birmenitz, Otto Mehner in Leippen und Max Andrä in Seebischütz zu verdanken, dass Scherben sowie Feuerstein- und Felsgesteingeräte nicht achtlos weggeworfen, sondern aufgesammelt und staatlichen Stellen gemeldet wurden. Tatsächlich gaben sich die meisten Siedlungsareale der Bandkeramik durch Funde an der Ackeroberfläche zu erkennen und erstrecken sich über z. T. riesige Flächen von bis zu 30 Hektar Größe, hinter denen sich wohl meist mehrere Weiler oder Dörfer verbergen. Was Finder und Fachleute damals noch für „Wohnstellen“ hielten, entpuppte sich später als Lehmentnahmegruben. Denn erst Anfang der 1930er Jahre erkannten Archäologen bei großflächigen Ausgrabungen die Grundrisse der typischen Pfostenbauten der frühen Jungsteinzeit. Der Zusammenhang von Lössverbreitung und frühbäuerlicher Besiedlung war der Forschung jedoch schon kurz vor dem Ersten Weltkrieg aufgefallen.

Im mittelsächsischen Lössgebiet konnten bislang mehrere Dörfer vor dem Bau von Straßen oder landwirtschaftlichen Zweckbauten wie Ställen oder Silos archäologisch untersucht werden. Unlängst kamen auf einer ca. 4 Hektar großen Fläche für den Neubau einer Milchviehanlage bei Pitschütz mehr als 30 Hausgrundrisse zum Vorschein. Auch wenn bei weitem nicht alle Gebäude gleichzeitig bestanden, muss es sich um ein größeres Dorf der Zeit um 5100 v. Chr. gehandelt haben. Um eine vollständige Ausgrabung zu vermeiden und die Siedlung unter dem Neubau zu erhalten, wurde die Fläche lediglich doku-

Weibliche Tonstatuette aus Pitschütz

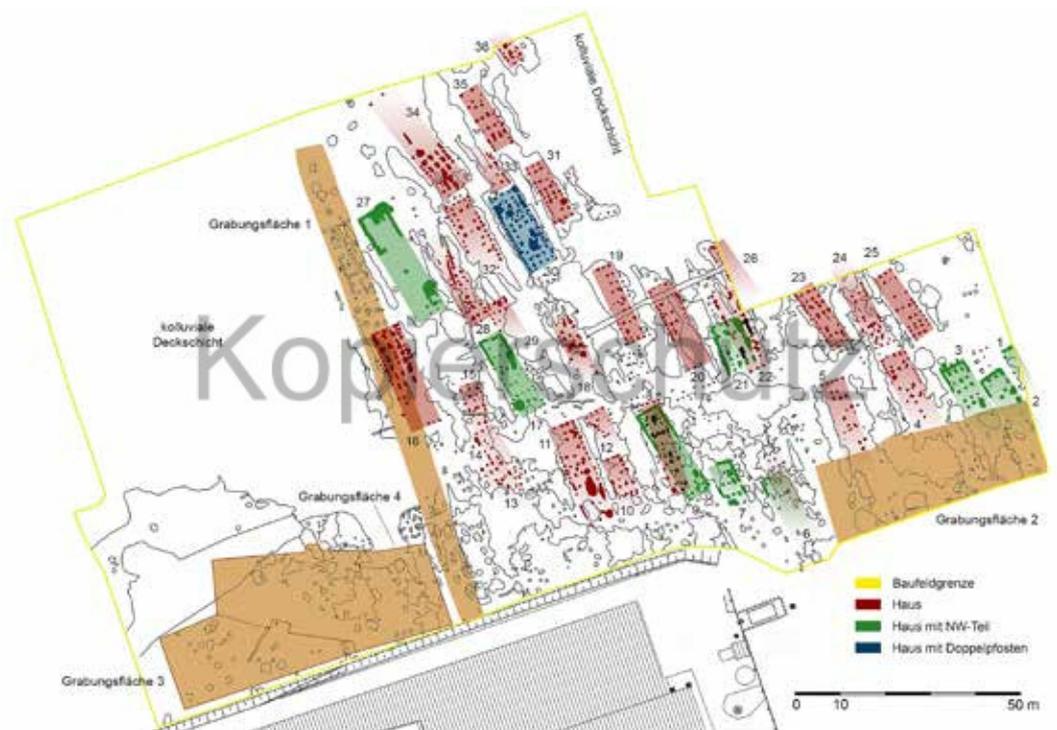
© Landesamt für Archäologie Sachsen, Foto: J. Rottig



Die Erforschung der Bandkeramik begann schon um 1900. Als sich die Landwirte der Lommatzcher Pflege neue Pflüge für den Zuckerrübenanbau anschafften und ihre Felder tiefer umbrachen, kamen ihre ersten Spuren zutage. Es ist wenigen aufmerksamen Bauern wie

Plan der linienbandkeramischen Siedlung bei Pitschütz

© Landesamt für Archäologie Sachsen



mentiert und dann konservatorisch überdeckt. Aus der Linienbandkeramik ging während der ersten Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr. nahtlos die Stichbandkeramik hervor, die nach den gestochenen Ornamenten auf den Gefäßen benannt ist. Aber weder die Muster noch die Werkzeuge und Hausformen unterscheiden sich prinzipiell von ihren Vorläufern. Erwartungsgemäß lagen auch die Dörfer überwiegend dort, wo schon die linienbandkeramischen Siedlungen gestanden hatten. Dagegen stellen Kreisgrabenanlagen einen völlig neuen Typ von Architektur dar, der wahrscheinlich unter Einflüssen aus Südosteuropa auch zwischen 4800 und 4600 v. Chr. in Sachsen verbreitet war. Der erste und bislang einzige sicher nachgewiesene Vertreter dieser monumentalen Bauwerke in der Lommatzcher Pflege wurde in den 1990er Jahren bei Sieglitz aus der Luft entdeckt und 2015 in einem kleinen Ausschnitt ausgegraben. Dabei konnte ein Durchgang erfasst werden, der einst über einen Graben und durch drei konzentrische Palisaden in das Innere der Anlage führte.

Bauern und Hirten der mittleren Jungsteinzeit (4500-2800 v. Chr.)

Warum um die Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. die bäuerlichen Gruppen in ganz Mitteleuropa aufhörten, große, massive Pfostenbauten zu errichten und ihre Keramik zu verzieren, ist immer noch ein großes Rätsel. Flach eingetiefte, kleine und leicht gebaute Rechteckhäuser hinterließen meist nur so vergängliche Spuren, dass Pfostengruben, Wandgräbchen für lehmverputzte Spaltbohlen oder Flechtwerkwände sowie Erdkeller längst der Bodenerosion zum Opfer gefallen sind. Die kleinen, kurzlebigen Weiler und Einzelgehöfte, die in regelmäßigen Abständen verlagert worden zu sein scheinen, verraten sich meist nur durch wenige Abfallgruben. In den Hausbau wurde nicht mehr investiert, als die etwas unstetere Lebensweise und geringere Bevölkerungsdichte verlangten. Manches Indiz spricht dafür, dass Bauern und Viehhirten ihren Wirtschafts- und Siedlungsraum erstmals dauerhaft auf ungünstigere Naturräume nördlich der Lössrandstufe ausdehnen konnten, indem sie einen flächenextensiven, zyklischen Wanderfeldbau betrieben und große Haustierherden hielten. Von der Brandrodung über den Anbau von Getreide mit anschließender Brache, Wiederbewaldung und Sekundärwaldnutzung bis zum erneuten Holzeinschlag und Abbrennen vergingen höchstens zwanzig Jahre. Die regelmäßige Verlegung von Feldern einerseits und Kleinsiedlungen andererseits dürfte Hand in Hand gegangen sein.



Der Verkleinerung der Siedlungen stand ein größerer Flächenbedarf gegenüber. Die lockere Ortsbindung scheint durch den Rückzug auf leicht zu verteidigende Bergsporne wie die Burgberge von Zehren und Zschaitz oder den gemeinschaftlichen Bau gewaltiger, bis zu 10 Hektar großer Grabenwerke kompensiert worden zu sein. Die älteste Anlage dieser Art wurde um 4200 v. Chr. bei Nössige errichtet und ist dort ebenso wie typische westliche Keramikformen der Michelsberger Kultur auf Einflüsse aus Süddeutschland und dem Rheinland zurückzuführen. Von Neufunden wie einer Flasche mit hochsitzendem Ösenkranz aus Wollsdorf fällt auf die Jahrhunderte um 4000 v. Chr. auch in der Lommatzcher Pflege ein völlig neues Licht.

Aus der 1. Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. sind inzwischen sogar sieben Grabenwerke durch Luftbilder und Ausgrabungen bekannt, die auf flachen Kiesrücken an der Grenze zwischen den feuchten Auen von Jahna, Mehltheuer- und Keppritzbach bzw. den Feldern auf trockenen Standorten errichtet wurden, wirtschaftliche, rituelle oder soziale Mittelpunkte waren und vielleicht der Bewirtschaftung großer Tierherden dienten. Gegen Befestigungen sprechen nicht nur topographische Merkmale, sondern auch zahlreiche Grabenunterbrechungen, durch die man in das bis zu 10 Hektar große Innere der einfachen (Pahrenz, Prausitz, Jahnishausen) oder mehrfachen Einfassungen (Riesa, Mehltheuer) gelangen konnte. Wer nach Parallelen zu dem trapezförmigen Toreinbau von Mehltheuer sucht, muss von der Lommatzcher Pflege große Entfernungen bis Nordhessen (Calden, ca. 300 Kilometer) oder gar bis an den Mittelrhein (Urmitz, ca. 600 Kilometer) überbrücken.

Grabenwerk der mittleren Jungsteinzeit von Mehltheuer, um 3700 v. Chr.

© Landesamt für Archäologie Sachsen, Foto: R. Heynowski

In der direkten Nachbarschaft der großen Grabenwerke häufen sich auffällig trapezförmige, ost-west-ausgerichtete Gräbchenstrukturen, in denen vermutlich Palisaden oder Zäune standen, die einen Hügel über einer oder mehreren Hockerbestattungen (Prausitz) umgaben. Fehlten Findlinge oder leicht zu brechende Gesteine für Großsteingräber, konnten monumentale Grabanlagen offensichtlich auch in Holz und Erde ausgeführt werden. Nicht nur der Zusammenhang von Grabenwerken und Grabbauten, sondern auch die lineare Anordnung von Trapezen südöstlich des Grabenwerkes von Mehltheuer, die gewissermaßen an einem Weg aufgereiht zu sein scheinen, weisen auf sichtbare Architektur und vielleicht sogar eine Form von Landschaftsgestaltung hin. Leider wissen wir vom Huthübel bei Steudten, einem 1,7 Meter hohen Monolith aus Quarzporphyr, der auf einem zwei Meter hohen Hügel steht, bis heute nicht, ob es sich um einen der seltenen Menhire in Sachsen oder um eine mittelalterliche Gerichtsstätte handelt. Dennoch zählt das Monument, von dem man eine weite Aussicht genießt, zu den eindrucksvollsten Bodendenkmälern in der Lommatzcher Pflege.



Der Huthübel bei Steudten
© Landesamt für Archäologie
Sachsen, Foto: M. Strobel

Bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. änderte sich an den Standortpräferenzen bäuerlicher Gruppen wenig. Deshalb stammen auch von bandkeramischen Siedlungsarealen häufig Funde aus jüngeren Abschnitten des Neolithikums wie der Kugelamphorenkultur (ca. 3200-2800 v. Chr.), die nach stempelverzierten, kugelförmigen Amphoren benannt wurde. Durch Ausgrabungen und Begehungen bei Lautzchen, Paltzchen, Pulsitz, Clanzschwitz, Kropchwitz und Canitz hat sich der Forschungsstand in den letzten Jahren erheblich verbessert. Bei Gärtitz ist es zum

ersten Mal sogar gelungen, einen Hausgrundriss freizulegen. Doch wird das reiche Grab bei Börtewitz bis heute durch keinen Neufund qualitativ und quantitativ übertroffen. Freilich leidet die Aussagekraft des 1909 ausgegrabenen Komplexes nicht nur an der unbefriedigenden Dokumentation, sondern einmal mehr am Fehlen von Knochen. Es wird für immer offen bleiben müssen, ob in dieser Steinkammer neben Menschen auch Rinder wie in Zauschwitz bei Borna bestattet waren. Warum sollten aber in der Lommatzcher Pflege um 3000 v. Chr. keine vor Wagen und Pflug gespannte Ochsen eingesetzt worden sein wie in anderswo in Mitteldeutschland? Wie viel die Zeitgenossen des „Ötzi“ hierzulande von diesen Veränderungen bewusst wahrgenommen haben, steht auf einem anderen Blatt. Denn die Verarbeitung von Schafswolle, die Öffnung der Landschaft, die Herdenhaltung auf Wiesen und Brachen sowie die Verarbeitung von Kupfer dürften den bäuerlichen Alltag eher schleichend verändert haben. Am Ende beeinflussen diese Innovationen aber menschliches Leben bis auf den heutigen Tag: Unsere moderne Mobilität und Landwirtschaft gäbe es nämlich nicht ohne die Erfindung von Rad, Wagen, Zugkraft und Pflug während der ausgehenden Jungsteinzeit.

Bogenschützen und Kupferschmiede der späten Jungsteinzeit (2800-2200 v. Chr.)

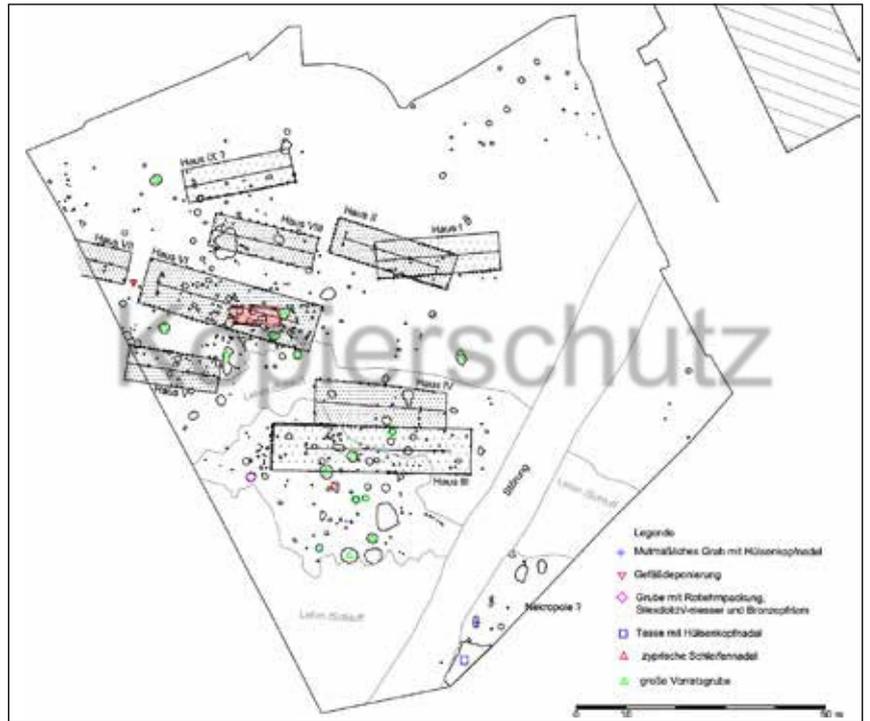
Während der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. bahnten sich auch in der Lommatzcher Pflege gesellschaftliche und ideologische Veränderungen an, die nahtlos in die Frühbronzezeit mündeten und vor allem in den Gräbern sichtbar werden: Grabhügel der Schnurkeramik (ca. 2800-2400 v. Chr.) waren wahrscheinlich einer privilegierten Bevölkerungsgruppe vorbehalten, der neben schnurverzierten Amphoren und Bechern auch facettierte Streitaxte ins Grab gegeben wurden. Besonders markante Funde stammen aus längst eingeebneten Hügeln vom Eckardsberg bei Naundorf, von Seebischütz und Dörschnitz. Von diesen Monumenten zeugen heute auf Luftbildern meist nur noch die kreisrunden Grabeneinfassungen.

Auch in den Gräbern der etwas jüngeren „Glockenbecherkultur“ (ca. 2600-2200 v. Chr.) ist ganz offensichtlich nicht die bäuerliche Durchschnittsbevölkerung repräsentiert. Wie reich verzierte Becher, Armschutzplatten, Pfeilspitzen und Dolche wahrscheinlich Bogenschützen zuzuschreiben sind, so lassen Wetzsteine und Ambosse auf Kupferschmiede schließen. Ein Friedhof dieser Zeit konnte jüngst bei Mügeln ausgegraben werden.

Im Gegensatz zu den Gräbern entzogen sich die Siedlungen des 3. Jahrtausends v. Chr. lange einem archäologischen Zugriff. Inzwischen liegen Nachweise vor allem aus dem westlichen Teil des Lößhügellandes vor (Obergoseln, Auterwitz, Jeßnitz, Gaschütz, Mügeln). Diese bestehen nicht nur aus Gruben, in denen Gefäße, Geräte, Handmühen und Getreidevorräte deponiert wurden, sondern auch aus Hausgrundrissen (Jeßnitz), die schon Merkmale frühbronzezeitlicher Gebäude aufweisen.

Die frühe Bronzezeit in der Lommatzsch-Pflege (2200-1500 v. Chr.)

Frühbronzezeitliche (ca. 2200 v. Chr. bis 1500 v. Chr.) Bestattungssitten knüpfen bruchlos an die Verhältnisse der ausgehenden Jungsteinzeit an. Einmal mehr war das archäologische Wissen über Grab- und Depotfunde jahrzehntelang sehr viel größer als über die zeitgleichen Siedlungen. Kaum ein Fund, der seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zutage gekommen ist, lässt sich einem gesicherten Siedlungszusammenhang zurechnen. Es war deshalb ein großer Glücksfall, dass 2010 auf einem Plateau über dem Keppritztal bei Prausitz vor der Erweiterung der Milchviehanlage erstmals ein Dorf der Aunjetitzer Kultur flächenhaft untersucht und durch Befliegungen sowie Grabungen inzwischen weitere Siedlungen entdeckt werden konnten (Mügeln, Pochra). Die bis zu 40 m langen, zweischiffigen Großbauten von Prausitz waren ost-west-ausgerichtet und besaßen dicht gestellte Wandpfosten sowie Walm-dächer. Sollten Innenpfostenreihen tatsächlich von Viehboxen herrühren, wären hier zum ersten Mal Haustiere im Gebäudeinneren eingestallt gewesen. Während Feuer- und Felsgeräteeinrichtungen in jungsteinzeitlicher Tradition hergestellt wurden, kündigen mehrere Bruchstücke von Bronzenadeln und ein Pfriem die Ankunft der Bronze-metallurgie an. Ein Rillenschlegel spricht sogar dafür, dass in dieser Siedlung erhaltendes Gestein zerkleinert und damit Metall verarbeitet worden sein könnte. Walzenförmige Tonwebgewichte belegen eine häusliche Textilproduktion. Das Keramikspektrum umfasst große Koch- und Vorratsgefäße, aber auch Feinkeramik, die sonst vor allem in Gräbern vertreten ist. Deshalb weisen kleine Gefäßensembles wie aus Eulitz und Schleinitz am ehesten auf unerkannte Gräber hin. Der größte frühbronzezeitliche Friedhof der Region ist vor kurzem bei Canitz zum Vorschein gekommen, wo sich 33 Bestattungen des frühen 2. Jahrtausends v. Chr. um eine 1000 Jahre ältere, wohl überhögelte Grabkammer der Kugelamphorenkultur gruppierten. Liefern Aunjetitzer Gräber und Siedlungsgruben nur selten Bronze-



gegenstände, sind Waffen und Schmuckstücke umso häufiger in Horten anzutreffen. Die Auffindung der frühbronzezeitlichen Depotfunde von Niederjahna, Kiebitz, Paltzschen, Wauden und Röderau fällt durchweg in die Jahrzehnte zwischen 1850 und 1950 und damit in eine Phase enormer landwirtschaftlicher Produktivitätssteigerung. Mit drei goldenen Noppenringen, Ösenkopfnadeln, Ringen, Dolch und Bernsteinperlen erreicht der Hort von Röderau eine Qualität, die nur von den reichen Gräbern auf dem Eckhardsberg bei Naundorf übertroffen wird. Auf dieser markanten Anhöhe hatten vermutlich die Angehörigen einer Elite, ausgestattet mit Dolchen, Beilen, Nadeln, Ringen und Goldfinger-ringen, unter Steinpackungen, wahrscheinlich jedoch Grabhügeln um 1600 v. Chr. ihre letzte Ruhe gefunden.

Liefen bei dieser Bevölkerungsgruppe auch die Fäden eines Kommunikationsnetzes zusammen, das Europa vom Baltikum bis in das Karpatenbecken und in den Mittelmeerraum umspannte? Während der Bernstein nur von der Ostseeküste bezogen worden sein kann, muss eine reich verzierte Bronzeaxt, die am Fuße des Meißner Burgberges aus der Elbe gebaggert wurde, aus der ungarischen Tiefebene ins heutige Sachsen gelangt sein. Es ist wahrscheinlich auch kein Zufall, dass zwei der Burgen an der Rauen Furt zwischen Meißen und Riesa bis in die Frühbronzezeit zurückreichen (Göhrisch, Löbsal). Wo Arbeitsteilung, soziale Differenzierung und Austausch zunehmen, wächst gleichzeitig das Sicherheitsbedürfnis.

Frühbronzezeitliche Siedlung bei Prausitz
© Landesamt für Archäologie Sachsen



Axt der ausgehenden Frühbronzezeit, die am Fuße des Meißner Burgberges aus der Elbe gebaggert wurde und wahrscheinlich aus dem heutigen Ungarn stammt
© Landesamt für Archäologie Sachsen

Bronzezeitliche Burganlage auf dem Göhrisch aus der Luft

Foto: R. Heynowski

Jungbronzezeitliches Grabensemble vom Friedhof Altlommatzsch

Foto: U. Wohmann

Hortfund von Weißig

Foto: J. Lipták

alle: © Landesamt für Archäologie Sachsen

Burgen, Hortfunde und Urnengräber – die mittlere und späte Bronzezeit (1500-700 v. Chr.)

Mit großer Sicherheit wurden Göhrisch, Löbsal und Goldkuppe seit der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. befestigt. Wer die Lommatzcher Pflege und zudem einen Fernverbindungswe-



beherrschte, der von Mitteldeutschland die Elbe kreuzend in die Lausitz und weiter nach Schlesien führte, kontrollierte weiträumige Tauschbeziehungen genauso wie landwirtschaftliche Überschüsse. Alle bronzezeitlichen Burgen liegen auf spornartigen Plateaus, deren Steilhänge auf drei Seiten einen natürlichen Schutz boten und durch Palisaden oder niedrige Umwehungen gesichert werden konnten. An den Engstellen jedoch wurden mächtige Wehrmauern errichtet. In den gewaltigen Wällen verbergen sich Holzkastenkonstruktionen, die mit Lehm- oder Lössmaterial gefüllt, durch waagrechte Holzanker stabilisiert und teilweise mit Steinen außen verblendet wurden. Verkohlte Balken und verbrannter Lehm sind auf heftige Schadensfeuer zurückzuführen. Durch jede Erneuerung und Verstärkung wuchsen die Bauwerke in die Breite und Höhe. Sie demonstrierten Wehrhaftigkeit ebenso wie Macht und Wohlstand. Deshalb irritiert es besonders, dass der 18 Meter aufragende Wall der Goldkuppe gar keine stadtartig dicht bebaute 18 Hektar große Innenfläche, sondern vielmehr einen lockeren Verbund von Einzelgehöften abschirmte. Für die Befestigungen müssen allerdings so viele Bäume gefällt, Steine gebrochen und Erdmassen bewegt worden sein, dass an Bau und Unterhaltung nicht nur zahlreiche Arbeitskräfte, sondern auch eine (an)leitende, übergeordnete Instanz beteiligt gewesen sein sollte. Gab es eine Ober- oder Adelsschicht, zeigt sie sich jedenfalls nicht in Prunk- oder Fürstengräbern. Nachdem um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. die Bevölkerung mehrheitlich von der Körper- zur Brandbestattung übergegangen war, dominieren weithin gleichförmig ausgestattete Urnengräber, die zwar reich an Geschirrsätzen, aber arm an Metallbeigaben sind. So ragt aus dem Friedhof von Altlommatzsch kein einziges Grab durch eine besondere Ausstattung heraus. Was in den Gräbern fehlt, konzentriert sich dagegen in Hortfunden, die, wie das fast 25 Kilogramm schwere Depot von Weißig bei Nünchritz, mehrere 100 Bronzegegenstände und neben „Altmetall“ Gegenstände aus allen Lebensbereichen enthalten können: Waffen, Werkzeuge, Schmuck und Gefäße und selbst die Wangenklappe eines Helms, die auf Vorbilder im mediterranen Raum zurückzuführen ist. Aus welchen Gründen auch immer so viele Metallgegenstände vergraben wurden, als Gaben an die Götter oder Metallvorräte, dem Wirtschaftskreislauf wurden damit erhebliche materielle Werte entzogen. Die prähistorische Ausbeutung von Zinnseifen im Erzgebirge ist bislang so wenig gesichert wie die Verhüttung von Kupfererzen. Dennoch beherrschten hier-

zulande Bronzehandwerker das Einschmelzen, Legieren und Gießen, wie die Düsen von Blasebälgen oder Gussformen belegen. Kupfer musste freilich aus dem Ostalpenraum und Zinn aus Cornwall herangeschafft werden. Versorgungsengpässe dürften daher durch das Einschmelzen von Altmetall überbrückt worden sein.

Waren die Burgen Sitz von Bronzehandwerkern, müssen landwirtschaftliche Überschüsse im Umland erwirtschaftet worden sein. Von den Siedlungen fehlte in der Lommatzcher Pflege jedoch bis auf Gruben lange Zeit jede Spur. Warum es bislang so viel mehr Gräber als Hausgrundrisse gibt, ist erst in den letzten Jahren deutlich geworden: Offensichtlich war das Lösshügelland von einem Netz von Einzelgehöften und Weilern überzogen, von denen archäologisch meist nur kleine Gruppen von Vorratsgruben, in günstigen Fällen auch rechteckige, ca. 5 x 12 Meter große Schwellbalkengebäude greifbar werden. Im ungünstigen Fall sind diese längst der Erosion zum Opfer gefallen. Neuentdeckungen bei Dahlen, Mügeln, Riesa und am Göhrisch bestätigen dieses Siedlungsmuster, das bis weit in die Eisenzeit landschaftsprägend gewesen zu sein scheint.

Kelten – Germanen – Lommatzcher? Die vorrömische Eisenzeit in der Lommatzcher Pflege

Je verstreuter die Bevölkerung in Kleinsiedlungen lebte und je geringer ihre Ortsbindung war, desto größer scheint die Sehnsucht nach Nähe zu den Ahnen gewesen zu sein. Friedhöfe wurden deshalb nicht von jeder Generation in Siedlungsnähe neu gegründet, sondern seit der ausgehenden Jungsteinzeit über lange Zeiträume von mehreren Jahrhunderten, ja Jahrtausenden bis in das Frühmittelalter mehr oder weniger kontinuierlich an einer Stelle belegt. Was für die Gräberfelder Niederkaina bei Bautzen in der Oberlausitz und Liebersee bei Belgern/Elbe gilt, darf sicherlich auf das weitere Elbtal und das Lösshügelland übertragen werden. So scheint auf dem Tanzberg bei Piskowitz von der Jungsteinzeit bis mindestens in die römische Kaiserzeit im 1. Jahrhundert n. Chr. bestattet worden zu sein. Ein Kammergrab der älteren (um 700 v. Chr.) und eine Urnenbestattung der jüngeren vorrömischen Eisenzeit (um 400 v. Chr.), die überraschend 2008 zum Vorschein kamen, stellen das entscheidende missing link zwischen den bereits seit 1906 bekannten bronzezeitlichen und „germanischen Gräbern“ dar. Weitere Grabfunde der älteren Eisenzeit sind z. B. von Deila, Schänitz, Lommatzsch, Mischwitz und Petzschwitz bekannt. Gruftartige



Kammern aus Steinplatten oder Holzbohlen, die mehrere Bestattungen und umfangreiche Geschirrsätze aufnehmen konnten und mit Ofen- oder Herdmodellen häuslich eingerichtet waren, wichen allmählich Einzelgräbern mit kleineren Gefäßsets. Die Grabkeramik tendiert im Lauf der Jahrzehnte zur Miniaturisierung bzw. Vergröberung und wurde speziell für das Begräbnis hergestellt. Von den einst umfangreichen Geschirrsätzen blieben schließlich in der jüngeren Eisenzeit ab dem 5. Jh. v. Chr. nur noch Urnen und Deckschalen übrig.

Eine große Nekropole der jüngeren vorrömischen Eisenzeit kam beim Pflügen schon im ausgehenden 19. Jahrhundert in der Nähe des Weilers Seebischütz zum Vorschein. Obwohl bei der Bergung nicht auf geschlossene Grabinventare geachtet wurde, manifestieren sich in den Funden Kontakte, die bis in die norddeutsche Tiefebene (Urnen, Deckschalen, Trachtelemente)

Grab der älteren Vorrömischen Eisenzeit (um 700 v. Chr.) vom Tanzberg bei Piskowitz
© Landesamt für Archäologie Sachsen



Stempelverzierte Schale der jüngeren Vorrömischen Eisenzeit (um 400 v. Chr.) aus Seebischütz
© Landesamt für Archäologie Sachsen

und bis Böhmen (stempelverzierte, teilweise scheibengedrehte Schalen, Eisenfibeln) reichten. Es dauerte lange, bis Eisen den Werkstoff Bronze verdrängt hatte. Schmuck- und Trachtgegenstände wurden traditionell aus Bronze gegossen oder getrieben. Ehe Waffen und Werkzeuge überwiegend aus Eisen gefertigt wurden, verging fast ein halbes Jahrtausend. Erst in den beiden letzten vorchristlichen Jahrhunderten tauchen Schwerter und Lanzen spitzen aus Eisen unter dem Einfluss aus südlich benachbarten keltischen Regionen regelmäßig auch in sächsischen Brandgräbern auf. Das Bruchstück einer Gürtelkette von Mettelwitz, die bereits in das 3. oder 2. Jahrhundert v. Chr. datiert werden muss, unterstreicht diese Beziehungen.

In den Grabungsbefunden deutet momentan nichts darauf hin, dass sich gegenüber bronzezeitlichen Verhältnissen Grundlegendes verändert hätte: Nach wie vor sind Gruben sehr viel zahlreicher als Hausgrundrisse und kleine Weiler oder Gehöfte ungleich häufiger als größere Dörfer. Während die meisten Höhensiedlungen spätestens am Ende der älteren Eisenzeit aufgegeben werden, war der Löbsaler Burgberg auch noch während der jüngeren vorrömischen Eisenzeit besiedelt. Von der Goldkuppe dagegen, die schon mit dem bei dem Geographen Claudius Ptolämäus erwähnten oppidum „Mersovion“ identifiziert wurde, lässt sich dies vorläufig nicht mit Sicherheit behaupten.

Im Übrigen konzentrieren sich Gräber und Siedlungsspuren der jüngeren vorrömischen Eisenzeit auffällig an den Flussläufen von Elbe und Mulde, wo sich in ufernahen Siedlungen auch Importfunde, z.B. aus dem böhmischen Raum, häufen. Bei Görzig auf einem Plateau

über der Elbe scheint sich sogar eine regelrechte Handelssiedlung befunden zu haben. Wie groß die Siedlungsdichte abseits der Flusslandschaften überhaupt noch war, ist nur schwer einzuschätzen. Die Großenhainer Pflege muss sich seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. in jedem Fall sukzessiv entvölkert haben. In der Lommatzcher Pflege ist zumindest von einer gewissen Ausdünnung auszugehen, die um die Zeitenwende in eine weitgehende Fundleere mündet, die allerdings nicht mit einer kompletten Siedlungsleere verwechselt werden darf.

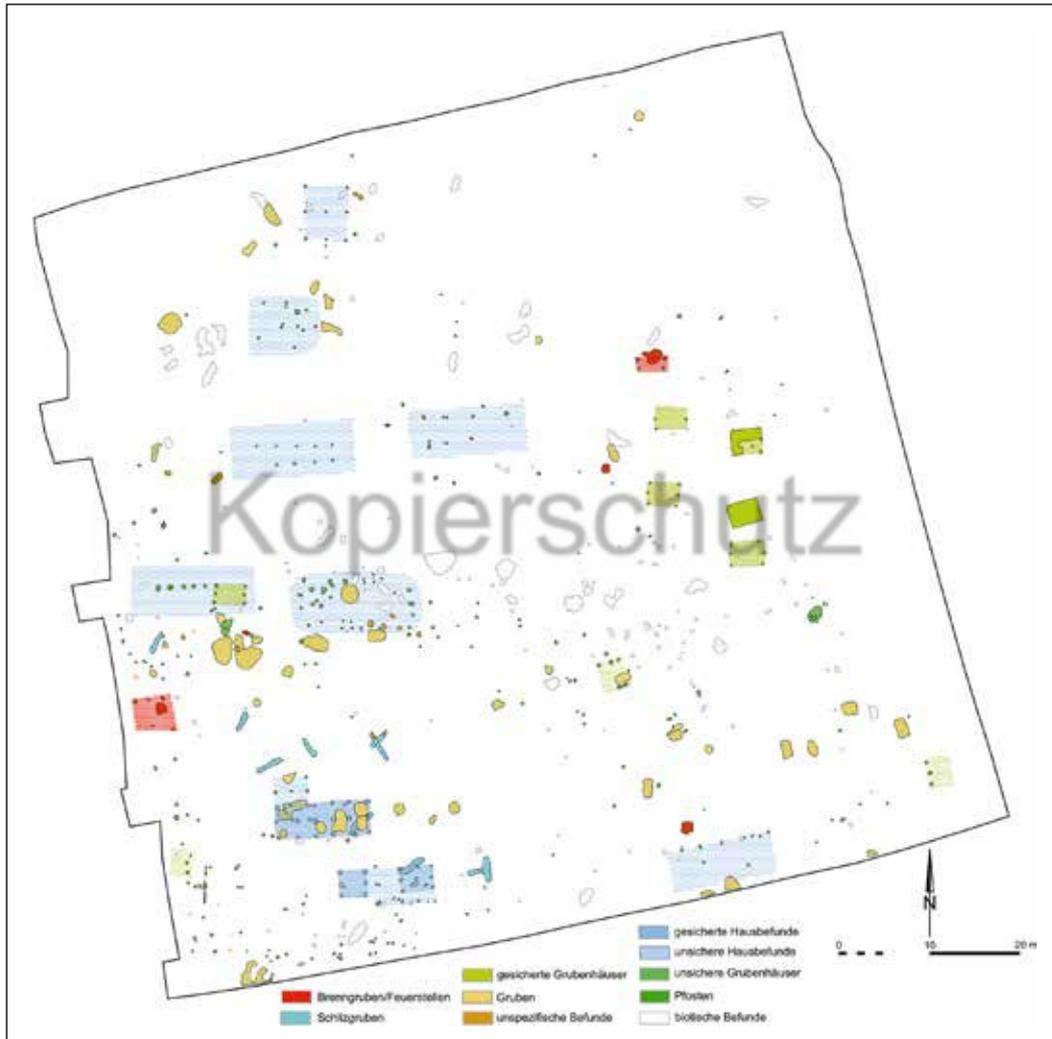
Von Augustus bis zur Völkerwanderung – die römische Kaiserzeit (1.-5. Jahrhundert v. Chr.) in der Lommatzcher Pflege

In den Jahren um die Zeitenwende geriet die Elbe in den Einflussbereich des römischen Weltreiches, zu dessen Außengrenze zum „barbarischen“ Germanien der Flusslauf ausgebaut werden sollte. Ein Zangenangriff auf das Reich des Markomannenkönigs Marbod im heutigen Böhmen könnte im Jahr 6 v. Chr. römische Truppen bis in unsere Gegend geführt haben. Grabfunde des sog. Großromstedter Horizontes sind bis auf einen Altfund von Kreinitz spärlich vertreten. Unbeschadet aller Wirren scheinen sich wenigstens am Flusslauf ortsfeste Bevölkerungsgruppen gehalten zu haben, die enge Kontakte in den westpolnischen Raum (Przeworsk-Kultur) pflegten. Dies unterstreichen neue Grabungen, die in den letzten Jahren in Siedlungen der jüngeren vorrömischen Eisen- und römischen Kaiserzeit durchgeführt wurden (Görzig, Rosenfeld, Landkreis Nordsachsen). Es wäre eine große Überraschung, wenn das fruchtbare Lössgebiet von diesen Gruppen gemieden worden wäre. Einschlägige Funde stehen allerdings noch aus.

Die Verhältnisse stabilisierten sich während der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. Sowohl Gräber (Piskowitz) als auch Siedlungen (z. B. Altlommatzsch oder Pitschütz) liefern die typische, dunkel polierte, mit geometrischen Rollrädchenmustern verzierte Keramik dieser Zeit. Lommatzcher Pflege und Elbland standen in engen Verbindungen mit Böhmen. Mit 109 Brandgräbern ist der von 1906 bis 1909 untersuchte Friedhof auf dem Tanzberg bei Piskowitz bis heute die größte Nekropole des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Sachsen überhaupt. Wurden die männlichen Toten mit ihren Waffenausrüstungen aus Schilden, Lanzen spitzen und Schwertern sowie ihren Trinkhörnern eingäschert, ist die weibliche Sphäre durch Scheren und Messer sowie Gürtelschnallen und Schmuck repräsentiert, der, aus Gold gefertigt, auf soziale Abstu-

Rekonstruktion eines Kriegergrabes der älteren Römischen Kaiserzeit (1. Jahrhundert n. Chr.)
© Landesamt für Archäologie Sachsen





Siedlung der jüngeren bis späten
Kaiserzeit bei Leisnig
© Landesamt für Archäologie
Sachsen

fungen hinweist. Zu den schönsten Schmuckgegenständen zählt ein tropfenförmiger Anhänger aus Gold.

Die jüngeren Abschnitte der römischen Kaiserzeit (2.-4. Jahrhundert n. Chr.) dagegen sind ungleich schwächer repräsentiert. Die archäologischen Nachweise orientieren sich wiederum auffällig an der Elbe und ihren Zuflüssen wie Jahna, Döllnitz oder Ketzerbach. Wie sich dazu das Lössgebiet zwischen diesen Tallandschaften verhielt, müssen künftige Forschungen erweisen. Auf ungünstige naturräumliche Voraussetzungen und mangelnde Bodenfruchtbarkeit kann das schütterere Verbreitungsbild in keinem Fall zurückzuführen sein. Oberflächenfunde des 3./4. Jahrhunderts n. Chr. von Zscheilitz und Pitschütz ebenso wie Siedlungsreste aus Leuben, Hof, Leisnig und Kmehlen bestätigen einmal mehr die alte Einsicht, dass das aktuelle Verbreitungsbild nicht mit dem historischen gleichgesetzt werden darf. Da für die Eisenverhüttung Raseneisenerzvorkommen, die sich nur in feuchten Niederungen bilden, ausgebeutet wurden, konzentrieren sich Metallverarbei-

tung und Handwerk folgerichtig ebenfalls in der Nähe dieser Vorkommen (Leuben).

Am Ausgang der römischen Kaiserzeit und in der Völkerwanderungszeit (4.-5. Jahrhundert n. Chr.) scheint sich die Tendenz zu einer Ausdünnung der Besiedlung abermals verstärkt zu haben. Besetzt waren lediglich das Elbtal und seine Nebenflüsse. Typische völkerwanderungszeitliche Keramik wurde zuletzt bei Hof und Rosenfeld in Siedlungskontexten gefunden; Bestattungen sind im Gräberfeld von Liebersee und im Dresdner Raum bekannt. Dennoch drängt sich beim aktuellen Forschungsstand der Eindruck auf, dass aus großen Teilen Sachsens die Bevölkerung seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. abwanderte. Selbst in so attraktiven Räumen mit hoher Bodengüte und klimatischer Gunst wie der Lommatzcher Pflege ist von einer Ausdünnung auszugehen. Wo die menschliche Nutzung zurückgeht, kann sich wieder Wald ausbreiten. Durchziehende reiter- bzw. steppennomadische Verbände wie die Hunnen wären archäologisch ohnehin kaum nachzuweisen.

Das frühe Mittelalter

Es erfordert ein gewisses Engagement der Archäologen, sich dem Werden einer historischen Landschaft wie der Lommatzcher Pflege für einen Zeitraum zu nähern, der durch schriftliche Quellen nicht oder so gut wie gar nicht erschlossen ist. Das 10. und 11. Jahrhundert gilt in der sächsischen Landesgeschichte als der Zeitraum, in dem die slawische Landnahme zwar bereits stattgefunden habe, eine nennenswerte gesellschaftliche Differenzierung jedoch noch nicht erreicht worden sei. Sollten die Verhältnisse tatsächlich so gewesen sein, verbietet sich die Suche nach landschaftlichen Eigenarten und sozialer Differenzierung; es stellt sich vielmehr die Frage nach der Verteilung von bewirtschaftetem Offenland und unzugänglichem, mehr oder weniger dicht bewaldetem „Unland“. Diese Unterscheidung ergibt sich auf einfachem Weg, denn es ist lediglich zu schauen, wo entsprechende archäologische Hinterlassenschaften in Form von Siedlungsfunden (vor allem Keramik), Gräbern, Burgen und Schatzfunden für die genannte Zeitspanne überliefert sind. Das Blatt I 1.5 des Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen zeigt für die Lommatzcher Pflege ein Verbreitungsbild, dass im Vergleich zu anderen Gunstregionen des sächsischen Tieflandes dicht mit Nachweisen slawischer bzw. mittelalterlicher Siedlungstätigkeit belegt ist. Die Fundverteilung gestattet allerdings keine Schlüsse auf eine etwaige administrative oder herrschaftliche Differenzierung. Es bieten sich mehrere Wege an, Antworten auf die Frage zu entwickeln, ab wann die Lommatzcher Pflege als Region fassbar wird. Die verschiedenen Darstellungen beruhen auf der Interpretation schriftlicher Quellen und topographischer Gegebenheiten, baugeschichtlicher Untersuchungen und natürlich auch archäologischer Hinterlassenschaften. Die Ersterwähnung der Lommatzcher Pflege vor 500 Jahren führt hier nicht weiter. Versuche, mit Hilfe von Ortsnamen, Dorf- und Flurformen den Gang der mittelalterlichen Bevölkerungsentwicklung der Lommatzcher Pflege nachzuzeichnen, sind nicht überzeugend. Zwar spiegeln sich in den vornehmlich aus der Sichtung älterer Kartenwerke und sprachwissenschaftlichen Untersuchungen gewonnenen Überlegungen durchaus historische Gegebenheiten, moderne archäologische Untersuchungen etwa in sächsischen Stadt- und Dorfkernen zeigen aber, dass dem überlieferten Bild ältere Konzepte vorausgingen, die keine oder nur wenige Anknüpfungspunkte an historisch fassbare Erscheinungen boten. Vorindustrielle Flur- und Ortsformen,

wie sie in den frühen Kartenwerken Sachsens überliefert sind, gelten ebenfalls als Quellen, in denen vor allem der Gang der slawischen Landnahme und der hochmittelalterlichen Landeserschließung erkannt werden könne. Im Vorkommen oft dicht gedrängt aneinander liegender Bauernweiler mit unregelmäßigen Blockfluren, Blockstreifen- und Blockgewannfluren und slawischen Ortsnamen wird slawisches Siedlungsgebiet gesehen, das – seit dem 7. Jahrhundert erschlossen – bis zur Ankunft deutscher Siedler ohne nennenswerte Änderungen bewirtschaftet worden sei. Im ausgehenden 12. Jahrhundert seien die Rodungen großer Waldungen durch markgräfliche und bischöfliche Ministerialen sowie Meißner Burgmannen vorgenommen worden, die mit der Einführung neuer Formen der Flurverfassung wie der Gutsblockfluren und planmäßiger Gewannfluren einhergingen. Die Erkenntnis, dass slawische und deutsche Ortsnamen jeweils kombiniert mit bestimmten Flurformen auftreten, war die Grundlage der historischen Siedlungsforschung, die seit dem frühen 20. Jahrhundert in Leipzig namentlich unter Rudolf Kötzschke entwickelt wurde, und mit deren Hilfe man die mittelalterliche Besiedlung von den Anfängen im 7. Jahrhundert bis in das 13. Jahrhundert zu entschlüsseln glaubte. Bereits 1943 wurde in Zusammenhang mit ersten archäologischen Untersuchungen in von der Devastierung betroffenen Ortslagen des Leipziger Reviers auf Widersprüche zwischen Erkenntnissen der historischen Siedlungsforschung und archäologischen Befunden hingewiesen. Diese Befunde lassen sich sicherlich auch auf die Lommatzcher Pflege übertragen, so dass wir uns bei den uns interessierenden Fragen einmal mehr auf die Ergebnisse archäologischer Untersuchungen konzentrieren werden.

Die Verläufe der Jahna, Döllnitz und des Ketzerbaches waren Leitlinien der Erschließung der Lommatzcher Pflege vom Elblauf her. Trotz langjähriger denkmalpflegerischer Betreuung und intensiven ehrenamtlichen Engagements tritt immer wieder Überraschendes zutage. In Zusammenhang mit der slawischen Landnahme waren dies zuletzt zwei Urnenbestattungen bei Mügeln, die 2011/2012 bei Straßenbaumaßnahmen geborgen werden konnten. Vergleichbare Funde nördlich der Porta Bohemica kamen bislang ausschließlich in Ufernähe der Elbe zutage. Diese Neufunde von Mügeln zeigen nun, dass bereits um 600 n. Chr. mit einer räumlichen Erschließung von Teilen der Lommatzcher Pflege zu rechnen ist. Byzantinischer Kopfschmuck dürfte durch das awarische Reich in unseren Raum vermittelt worden sein. Ob diese auf die germanische Besiedlung folgende Landnahme

wirklich von Dauer war, lässt sich nach wie vor nicht entscheiden. Spätestens ab der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts ist allerdings von einem geplanten Landesausbau auszugehen, der bis in das 9./10. Jahrhundert das gesamte mittelsächsische Lößhügelland erfasste.

Kamen die ersten slawischen Gemeinschaften wohl vor allem aus Böhmen und Mähren, wanderten im 8. und 9. Jahrhundert offenbar Gruppen aus Schlesien bzw. dem mittleren Donauraum zu, die zur Zeit Karls des Großen als „Sorben“ erstmals in den Schriftquellen erscheinen. Die Ostfränkische Völkertafel des „Bayerischen Geographen“ enthält eine Aufreihung von Namen von Landschaften und/oder Völkern jenseits der Ostgrenze des Fränkischen Reichs, die mit westslawischen Gemeinschaften in Verbindung zu bringen sind. Da den einzelnen Landschaften zudem unterschiedlich viele „civitates“ (wohl Burgbezirke) zugeordnet werden, und ein älterer Teil der Völkertafel als Dokument der Slawenpolitik des ostfränkischen Königiums gilt, lassen sich regionale Unterschiede in der Größe der aufgelisteten „civitates“ ableiten. Für „Talaminze“ (Daleminzien) werden 14 Burgbezirke angegeben. Unstrittig ist die Lokalisierung von „Talaminze“ im mittelsächsischen Lößhügelland. Diese Burgen lagen auf unzugänglichen Bergspornen oder in feuchten Niederungen und waren gut zu verteidigen. Die Aufsiedlungsbewegung ging wahrscheinlich von den qualitativ hochwertigen Lößlehm Böden um Lommatzsch aus, wo auch die Ortschaften der ältesten Namensschicht liegen. Von kleinen Dörfern in den Niederungen und Quellmulden ausgehend erschloss sich die slawische Bevölkerung die fruchtbare Lößhügel-

landschaft, die sich in der Zwischenzeit zumindest teilweise wiederbewaldet hatte. Am ehemaligen Paltzschener See soll sich nach Thietmar von Merseburg ein Heiligtum der Daleminzier befunden haben, von dem allerdings trotz intensiver Nachforschungen bislang keine sichtbaren Spuren gefunden wurden. Von einem „Orakelsee“ wird man dies wohl auch nicht unbedingt erwarten dürfen.

Befestigungen dürfen seit dem 9. Jahrhundert etwa für Ziegenhain, Zschaitz, Zöthain, Hof, Löbsal und Robschütz mit großer Sicherheit vorausgesetzt werden. Außerdem gibt es gute Gründe, den Löbsaler Burgberg mit der bei Thietmar von Merseburg erwähnten Befestigung Liubusua zu identifizieren, die Heinrich I. im Jahr 932 drei Jahre nach der Gründung Meißens erobert haben soll.

Unter den wenigen chronikalischen Überlieferungen des 10. Jahrhunderts gibt vor allem der Chronist Widukind von Corvey einen ersten Hinweis auf die Frage, ob denn im Daleminzierland mit einer sich auch in der Infrastruktur widerspiegelnden Differenzierung bzw. soziale Hierarchisierung zu rechnen sei. Die von ihm geschilderten Ereignisse, für die er offensichtlich weder Zeitzeuge noch Ortskundiger war, betreffen einen Kriegszug König Heinrich I. nach Osten, der zunächst im Winter 928 zur Eroberung der Hauptburg der Heveller geführt haben soll, dann aber nach Südosten weiterführte, wo es dem König nach ca. dreiwöchiger Belagerung gelang, die Hauptburg der Daleminzier nicht nur zu erobern, sondern, wie es damaliger Kriegsführung entsprach, nach Tötung bzw. Verschleppung der Eroberten die Burg „Gana“ einzuäschern.



Reste der frühmittelalterlichen Burg bei Hof/Stauchitz
© Landesamt für Archäologie Sachsen, Foto: R. Heynowski

Es ist bis heute mit archäologischen Mitteln nicht abschließend zu entscheiden, wo jene „urbs quae dicitur Gana“ gelegen hat, die Heinrich zerstört haben soll. Unter einer Geländekuppe an der Jahna zwischen Hof und Stauchitz verbirgt sich allerdings eine markante frühmittelalterliche Burganlage, deren Befestigung stark eingeebnet ist. Durch Luftaufnahmen und geomagnetische Messungen ist es gelungen, die Wehrmauer wieder sichtbar zu machen, durch Grabungen ihren Ausbau nachzuvollziehen und mehrere Bauphasen zu unterscheiden. Am Anfang bestand die Umweh- rung offenbar nur aus einer Palisade mit vorgelagertem Graben. In einem zweiten Abschnitt wurde eine mit Sand-, Erd- und Kiesmaterial gefüllte dreiteilige Holzkastenkonstruktion errichtet, vor der ein neuer Graben ausgehoben wurde. Kasten und Gräben scheinen einmal erneuert worden zu sein, denn nachdem diese Wehrmauer teilweise in einem Feuer zugrunde gegangen und Teile der Außenfront in den Graben gestürzt waren, wurden die Holzkästen erneuert und der Graben ausgeräumt. Weil diese Wehrmauer entweder baufällig geworden war oder den Ansprüchen nicht mehr genügte, wurde das Bauwerk abermals verbreitert und bis zu einer Höhe von 14 Meter mit Sand- und Kiesschüttungen verstärkt, die außen mit Plattendolomit verblendet gewesen sein dürften. Davor verlief ein 5 Meter tiefer und 12 Meter breiter Graben, der so tief war, dass er mit Wasser aus der umliegenden sumpfigen Niederung geflutet werden konnte. In diesem Stadium muss die Burg ei-

nen monumentalen Anblick geboten und ein ernstzunehmendes Annäherungshindernis gewesen sein. Allerdings deutet in dieser letzten Ausbauphase nichts auf eine gewaltsame Zerstörung. Innerhalb des Berings sind weitere konzentrische Gräben zu erkennen, im Zentrum könnte eine rechteckige Hofeinfriedung den herrschaftlichen Mittelpunkt der Anlage gebildet haben. Zahlreiche Oberflächenfunde stammen aus der Zeit zwischen dem 8. und dem 11. Jahrhundert. Die Wehrhaftigkeit verhinderte nicht die Zerstörung der Burg durch Feuer. Darin einen Hinweis auf die legendenhaft überlieferten Ereignisse des Winters 928/929 zu sehen, scheint allerdings verfrüht, obwohl mit jedem bedeutenden Kleinfund, der aus der Pflugschicht über der stark bedrohten Anlage bei Hof/Stauchitz geborgen werden kann, auch die Wahrscheinlichkeit wächst, dass hier Gana zu suchen sein dürfte.

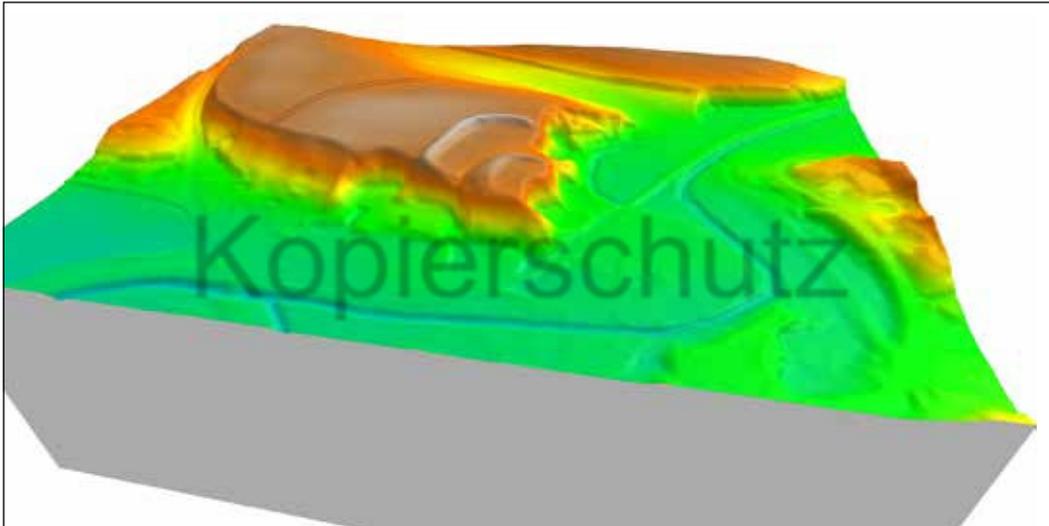
Die Befestigung integriert sich in ein dichtes Netz slawischer Burgen, die seit der Industrialisierung im Fokus der Forschung stehen. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert erfordert der Bau von Straßen und Eisenbahnen große Mengen an Baustoffen, darunter vor allem Schotter, der sich u. a. relativ einfach an den Steilhängen der Döllnitz und angrenzender Gewässer gewinnen ließen. Neben der Schwedenschanze von Altoschatz wurden damals u. a. die Burgen von Baderitz-Festenberg oder auch Köllmichen bei Mutzschen größtenteils zerstört. Gelegentlich nahmen sich verdienstvolle Heimatforscher den von Zerstörung bedrohten Burgen an. Dem Oschatzer Berufsschullehrer Hermann Döring war es 1892 möglich, die während des Steinbruchbetriebes gemachten Funde in einem Bericht der naturforschenden Gesellschaft Isis in Dresden vorzustellen. Interessant sind seine Beobachtungen von einer 0,80 bis 2,40 Meter mächtigen Kulturschicht aus „Asche, Holzkohle, gebrannten Lehmbröckchen, Thierknochen und Gefäßscherben“, die auf einer undatierten Aufnahme der Steinbruchwand erkennbar ist. Döring führte aus, dass „die bis 2,40 m mächtigen Abfallsschichten mit slavischen Culturresten [...] für eine lang andauernde Benutzung des Burgwalles durch die Slaven“ sprechen würden. Da nichts anderes „als nur slavische Reste gefunden wurden, so darf wohl mit einigem Rechte vermutet werden, dass die Slaven die Erbauer des Walles gewesen“ seien. Auch heute noch vermitteln die großen Befestigungen der Lommatzcher Pflege durchaus den Eindruck monumentaler Bauwerke. Über die Bauweise der Wälle liegen nur in wenigen Fällen detaillierte Beobachtungen vor.

Wehrmauer der Burg von Köllmichen während der Ausgrabungen Ende der 1920er Jahre. Der Landespfleger für Bodenaltertümer in Sachsen, Dr. Georg Bierbaum, ist der Maßstab. Aufnahme vom 11. August 1928
© Landesamt für Archäologie Sachsen, Foto: W. Kierig



Das Höhenmodell veranschaulicht eindrucksvoll die Spornlage der Hunnenschanze von Oschatz/Rosenthal

© Landesamt für Archäologie Sachsen, Modell: C. Schubert



Die Burg von Köllmichen wurde zwischen 1926 und 1929 jeweils in den Sommermonaten unter der Leitung von Georg Bierbaum, dem damaligen Leiter des Archivs Vorgeschichtlicher Funde aus Sachsen, und seinem Assistenten Gotthard Neumann untersucht, um die von fortschreitendem Steinbruchbetrieb und landwirtschaftlicher Überprägung bedrohten Reste zu dokumentieren. Die Befestigung aus einem Sohlgraben und dem Wall hatte eine Gesamtbreite von ca. 30 Meter. Die heutige Höhe von ca. 6 Meter gibt nur noch einen ungefähren Eindruck von der Wehrhaftigkeit des Bauwerks, die auch dadurch erreicht wurde, dass rostartig verlegte Stämme die Stabilität des aufgeschütteten Erdreichs gewährleisteten. Die zusätzliche Verstärkung der Front des Erdwalls durch eine Trockenmauer verlieh der Anlage einen zusätzlichen Schutz.

Von der Jahna im Süden und Westen umflossen überragt der Zschaitzer Burgberg mit steil abfallenden Hängen die Talau. Diese steilen Flanken boten einen natürlichen Schutz. Lediglich auf der Nordostseite, wo das Plateau in die Hügellandschaft der Lommatzcher Pflege übergeht, musste der Zugang durch eine Wehranlage versperrt werden. Zum ersten Mal scheint der Burgberg bereits während der späten Bronzezeit bzw. der frühen Eisenzeit (1200-500 v. Chr.) besiedelt und wohl auch befestigt worden zu sein. Im 9. Jahrhundert n. Chr. machte man sich die Gunst der Schutzlage ein zweites Mal zu Nutzen und errichtete eine doppelte Befestigung. Während ein innerer Wall den zungenartigen Vorsprung im Südwesten abriegelt, schirmt ein zweiter, äußerer die Vorburg gegen das Hinterland ab; dieser ist durch den Ackerbau teilweise eingeebnet. Beiden waren Gräben vorgelagert, die heute weitgehend verfüllt sind und sich im Gelände nur

noch durch leichte Senken verraten. Auf einer neuen Luftaufnahme sind im Vorburggelände weitere, hintereinander gestaffelte Gräben zu erkennen, die auf ein komplexes, möglicherweise mehrfach ausgebautes Befestigungssystem schließen lassen. Die Funde aus dem Siedlungsareal lassen sich mehrheitlich in das 9. und 10. Jahrhundert datieren. Am 2. Juli 1046 schenkte Heinrich III. das „castellum“ von Zschaitz dem Meißner Bischof Bruno I. Ob damit noch der Burgberg gemeint war oder bereits eine andere Stelle im heutigen Dorf Zschaitz, wohin der Mittelpunkt des Burgwardbezirkes wahrscheinlich im 11. Jahrhundert verlegt wurde, ist nicht gesichert.

Am Zusammenfluss von Ketzler- und Käbschützbach schiebt sich bei Zöthain ein lößbedeckter Felsrücken weit nach Norden. Er trägt eine Wehranlage, die aus zwei Abschnittswällen besteht. Der eine quert das Plateau im Norden, der andere im Süden. Schon im 19. Jahrhundert wurden Teile des nördlichen Walles eingeebnet, um zusätzliche Ackerfläche zu gewinnen; der von Hecken überwachsene Südwall ist dagegen heute noch im Gelände gut sichtbar. Der Befestigung gilt als slawische Anlage, die zum Schutz einer Furt errichtet worden zu sein scheint. Hier entwickelte sich später der heutige Ort Zöthain, dem auffälligerweise nicht nur ein echter Dorfkern, sondern auch eine Kirche fehlt. Wahrscheinlich gehörte er zum Kirchbezirk Leuben. Als dort im Laufe des 10. Jahrhunderts ein Burgward entstand, dürfte die Zöthainer Burg aufgelassen worden sein. Auf dem Plateau wurden seit dem 18. Jahrhundert immer wieder Funde zutage gefördert. Besonders bemerkenswert sind eine Eisenaxt und liegende Hölzer, auf die man 1841 beim Wegebau im Wallkörper gestoßen war. Hölzer und Steinbettungen lassen auf eine



Die Befestigung von Zehren liegt ebenfalls auf einem Bergsporn. Der innere Abschnittswall ist noch gut erhalten (oberhalb des Bootes).

© Landesamt für Archäologie Sachsen, Foto: M. Strobel

zweischalige Kastenkonstruktion schließen. 1893 führte der Leiter der Prähistorischen Sammlung am Königlich Mineralogischen Museum Dresden, Johannes Deichmüller, eine kleine Grabung durch. Funde der Jungstein- und Bronzezeit zeigen, dass der Burgberg bereits vor dem frühen Mittelalter immer wieder besiedelt gewesen sein dürfte.

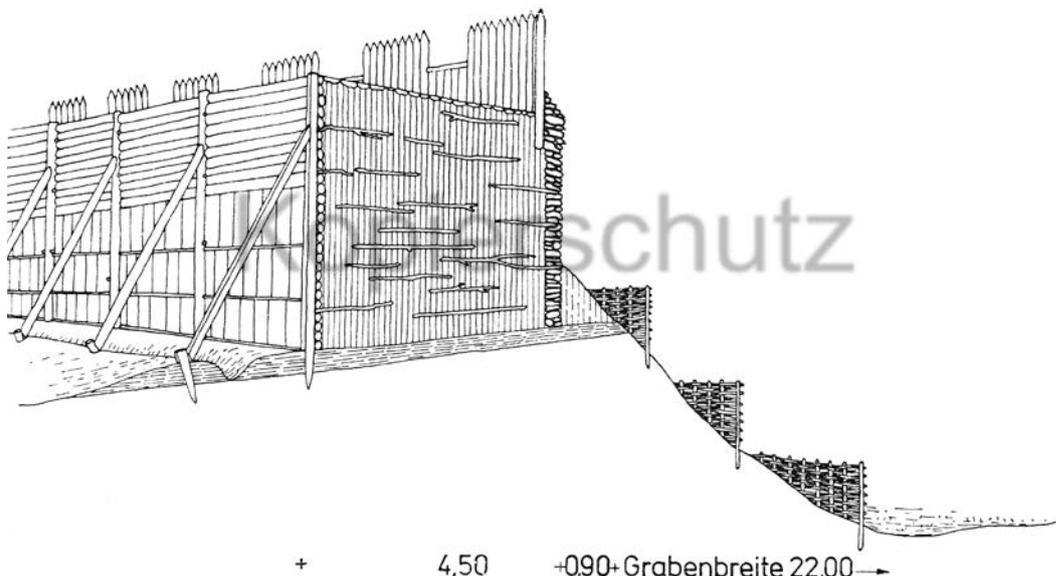
Auch auf dem Ziegenhainer Burgberg muss eine slawische Befestigung bestanden haben, deren Hauptburg etwa ein Hektar groß war. Die Wehranlage nimmt einen schmalen Bergsporn ein, der sich über der Mündung des Kelzgebaches in den Ketzerbach erhebt. Wo sich die Zunge zum lößbedeckten Hügelland hin verbreitert, versperrt den Zugang ein bogenförmiger, etwa 5 Meter hoher Wall. Wenige Meter dahinter führt auf der Nordseite ein Weg von Süden her den Hang hinauf auf das

Plateau; es mag sich um den alten Aufgang handeln. Im Süden, vor dem Wall scheint sich eine Vorburg erstreckt zu haben, die ihrerseits durch eine gestaffelte Abschnittsbefestigung gesichert war. Diese ist heute fast völlig eingeebnet und im Acker kaum noch zu erkennen. Die überhöhten Plateauränder lassen an den Stellen, die nicht durch Steinbruchaktivitäten umgestaltet wurden, an eine Umwehrung denken. Auf der Nordseite ist eine Wallböschung deutlich ausgeprägt. Die Befestigung soll von der wesentlich kleineren Anlage auf dem Schanzberg bei Höfgen abgelöst worden sein. Südlich von Robschütz auf dem Jokischberg bei Kettewitz schiebt sich zwischen Triebisch und Gallenbach ein Plateauvorsprung des Lösshügellandes weit nach Westen. An der schmalsten Stelle, direkt neben den beiden Gutshöfen versperrt ein mächtiger Abschnittswall den Zugang zum Sporn, der sich nach Westen erheblich erweitert. Eine Randbefestigung ist im Norden und Westen noch als Wall bzw. Böschung im Gelände ablesbar. Die umwehrte Fläche beträgt damit etwa 200 x 200 Meter. Im Osten, ca. 20 Meter vor der Abschnittsbefestigung quert ein flacher Graben den Rücken und schirmt eine Vorburg gegen das Hinterland ab. Lesefunde des 9. und 10. Jahrhunderts weisen auf eine slawische Wehranlage hin, die vielleicht einen vorgeschichtlichen Vorgänger hat, denn unweit des südlichen Hofes kamen in den 1930er Jahren Funde der späten Bronzezeit zum Vorschein.

Wie viel mehr große Burganlagen es noch gegeben haben könnte, lassen Neuentdeckungen der letzten Jahre zumindest erahnen. Bei Trogen und Mochau sind aus der Luft rechteckige Grabenstrukturen mit abgerundeten Ecken zu

Zehren. Rekonstruktion der Befestigung nach Ausgrabungsbefunden der 1950er Jahre

© Landesamt für Archäologie Sachsen



erkennen, deren Umrisse sehr an die Burg bei Hof/Stauchitz erinnern. Verzierte Scherben aus der Zeit um 900 n. Chr. bieten für Trogen zumindest einen ersten Datierungsanhaltspunkt. Das Netz großer Burgen in der Lommatzcher Pflege war wahrscheinlich deutlich enger geknüpft, als es bislang den Anschein hatte. Ihre Zahl dürfte jene der „civitates“ in „Talaminze“ inzwischen sogar übersteigen. Daher ist es wohl aussichtslos, archäologische und historische Überlieferung um jeden Preis zur Deckung zu bringen.

Nicht anders verhält es sich mit kleineren Befestigungen, die die Forschung bis heute für Burgwardmittelpunkte des 10./11. Jahrhunderts hält. Durch Ausgrabungen auf dem Zehrener Burgberg in den 1950er Jahren sind wir über diese relativ kleinen Wehranlagen recht gut unterrichtet. Im Zusammenhang der Auseinandersetzungen zwischen dem Polenherzog Bolesław Chobry (965-1025) und König Heinrich II (973-1024) erwähnt der Chronist Thietmar von Merseburg für das Jahr 1003 ein „castellum cirin“ (Burg Zehren). Nach Ausweis der Funde wurde die Anlage schon einige Jahrzehnte vorher auf einem Geländesporn unweit der Stelle errichtet, wo der Ketzerbach in die Elbe mündet. Seit der Jungsteinzeit war die Bergzunge immer wieder von Menschen besiedelt und während der späten Bronzezeit für einige Zeit wohl auch befestigt worden. Vor dem mittelalterlichen Hauptwall sind auf Luftbildern mehrere Gräben erkennbar. Zwischen den beiden mittleren dürfte sich ein zweiter Wall befunden haben, der die Vorburg schützte. Verfärbungen lassen auf weitere Befestigungen schließen, die auch älter oder jünger sein könnten. Die mittelalterliche Hauptburg auf dem Spornende wurde durch ein zweischaliges Befestigungswerk mit vorgelagertem Graben abgeriegelt: Es bestand aus einer unvermörtelten Steinfront außen und einer Bretterwand innen, die sich beide in dem heute noch 5,5 Meter hohen Abschnittswall verbergen. Der Zwischenraum war mit gestampftem Lehm verfüllt und waagrechten Hölzern versteift. Das Bauwerk muss einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen sein, die auch die Innenbebauung nicht verschont zu haben scheint. Wenigstens drei 4,5 x 5 Meter große Blockbauten, die mit offenen Herden und Mühlen ausgestattet waren, konnten im Inneren beobachtet werden. Im Bereich der Vorburg, die durch oben erwähnte Außenbefestigung, 120 Meter nördlich des Hauptwalles geschützt war, überwogen Grubenhäuser und Vorrats- bzw. Abfallgruben, die Hinweise auf handwerkliche Tätigkeiten und Pechprodukti-

on erbracht haben. Überraschend hohe Wildtieranteile könnten auf die Jagdaktivitäten der Burgbesatzung zurückzuführen sein. Die verzehrten Haustiere, unter denen Schweine dominieren, lieferten vermutlich die slawischen Dörfern der Umgebung. Über das Ende der Burg schweigen die Schriftquellen; nach Ausweis der Funde hatte sie das 11. Jahrhundert größtenteils noch erlebt. Eine Brandkatastrophe im Zusammenhang mit den Polenkriegen mag ihre Auflassung ebenso verursacht haben wie ein Schadensfeuer, das von einem häuslichen Herd auf die Blockhütten und die Wehrmauer übergelitten hatte. Wahrscheinlich haben sich diese Ereignisse erst im ausgehenden 11. Jahrhundert zugetragen.

Unklar ist das Verhältnis des Zehrener Burgberges zur Befestigung auf dem Spitzhäuser, die in nur 1,2 Kilometer Entfernung einen Terrassensporn über dem Steilabfall zum Elbtal einnimmt. Möglicherweise handelt es sich um die Vorläuferbefestigung des frühen 10. Jahrhunderts. Der noch 2,5 Meter hohe und 50 Meter lange Wall, den der Seeschützer Gutsbesitzer Max Andrä schon vor dem Ersten Weltkrieg entdeckt hatte, konnte 1958 untersucht werden. Hinter einem 6 Meter breiten Graben erhob sich eine zweischalige, 5 Meter breite Mauer, die die Grabensohle wohl um 5 Meter überragte. Spuren einer Innenbebauung des etwa 2.700 Quadratmeter großen geschützten Areals sind bislang nicht erfasst. Neben slawischen Funden aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts liegen Hinweise auf eine ältere Besiedlung während der späten Bronzezeit vor.

Diesen kleinen Burgen, die die Elbe sicherten, sind weitere einzureihen: Der Löbsaler Burgberg wurde im späten 10. Jahrhundert noch einmal befestigt, um dann nach Thietmar 1012 von den Truppen des Polenkönigs Bolesław Chobry endgültig zerstört zu werden. Ebenfalls auf dem rechten Elbufer liegen die Schanzen von Leckwitz und Zadel.

Auf der westlichen Seite dagegen befindet sich südöstlich von Althirschstein in einem Wäldchen auf einer felsigen Terrasse ein gut erhaltener Burgwall (Boritz), der einen trapezförmigen Grundriss von 50 x 60 Meter besitzt. Es dürfte sich um ebenfalls um einen Burgward handeln, der 979/983 erstmals in den Quellen erwähnt wird. Der Wall ist noch zwei bis vier Meter hoch und besaß außen eine trocken gesetzte Steinfront. Zumindest eine Erneuerungsphase ist nachweisbar. Bei Sondagen kamen im Inneren zahlreiche Scherben zum Vorschein, die eine Datierung in das 10. bis 12. Jahrhundert anzeigen. Der Burg war im Westen eine unbefestigte Außensiedlung vorgela-

Weiterführende Literatur (Auswahl)

[Allgemein] M. Fröhner/M. Strobel: Zwei Landwirte als Archäologen: Max Andrä (1866-1946) und Oskar Wallrabe (1870-1956). In: *Archaeo* 13 (2017), S. 38-47; R. Spehr: Gana – Paltzschen – Zehren. Eine archäologisch-historische Wanderung durch das Lommatzcher Land. Dresden 2011; M. Strobel: Alfred Hennig (1886-1916). Ein fast vergessener Pionier siedlungsarchäologischer Forschung in Sachsen. In: *Archaeo* 6 (2009), S. 41-47; M. Strobel: Archäologische Denkmalpflege in sächsischen Agrarlandschaften, in: *Naturschutzarbeit in Sachsen* 54 (2012), S. 4-15; M. Strobel: Ein Leben für die Archäologie – der Riesaer Lehrer und Museumsleiter Alfred Mirtschin (1892-1962). In: *Archaeo* 11 (2014), S. 38-45; S. Wolfram (Hrsg.): In die Tiefe der Zeit. 300.000 Jahre Menschheitsgeschichte in Sachsen. Das Buch zur Dauerausstellung. Dresden 2014. [Alt- und Mittelsteinzeit] A. Dietzel/V. Geupel: Jungpaläolithische Funde aus Niederlommatzsch (Kr. Meißen). In: *Ausgrabungen und Funde* 34 (1989), S. 5-12; V. Geupel: Zwei neue Fundstellen mittelpaläolithischer Feuersteinartefakte in Nordwestsachsen, in: *Ausgrabungen und Funde* 22 (1977), S. 1-6; V. Geupel: Spätpaläolithikum und Mesolithikum im Süden der DDR. Katalog. Teil 1. Bezirke Dresden, Karl-Marx-Stadt und Leipzig. Berlin 1985. [Jungsteinzeit] M. Conrad/A. Homann/M. Strobel: Eine Siedlung der Kugelamphorenkultur von Gärtitz, Lkr. Mittelsachsen. In: *Ausgrabungen in Sachsen* 1. Dresden 2009, S. 25-29; M. Conrad/P. Ender/M. Strobel: Eine Fundstelle des Übergangshorizontes Spätneolithikum/Frühbronzezeit (Gde. Ostrau, Lkr. Mittelsachsen) – Neue Funde zu einer alten Frage. In: R. Smolnik (Hrsg.): *Ausgrabungen in Sachsen* 4. Dresden 2014, S. 154-157; M. Conrad/A. Hoppel/M. Strobel: Eine Siedlung am Übergang vom Spätneolithikum zur Frühbronzezeit bei Jeßnitz (JSZ-03, Gde. Großweitzschen, Lkr. Mittelsachsen). In: R. Smolnik (Hrsg.), *Ausgrabungen in Sachsen*. Dresden 2015; S. Conrad/M. Gutsche/G. Seifert/M. Strobel: Eine trapezförmige Grabanlage des Mittelneolithikums und eine Siedlung mit Großbauten der Aunjetitzer Kultur von Prausitz (Gde.

Hirschstein, Lkr. Meißen). In: R. Smolnik (Hrsg.): Ausgrabungen in Sachsen 3. Dresden 2012, S. 43-50; V. Donner/W. Ender/B. Forkmann/R. Käßler/M. Strobel: Geophysikalische und archäologische Untersuchungen in einem Grabenwerk der Trichterbecherkultur bei Riesa. In: *Archaeo* 4 (2007), S. 60-66; J. Frase/M. Jörke/G. Seifert/M. Strobel/U. Veit/R. Vogt: Archäologische Untersuchungen am neolithischen Grabenwerk von Prausitz (Gde. Hirschstein, Lkr. Meißen). In: R. Smolnik (Hrsg.): Ausgrabungen in Sachsen 4. Dresden 2014, S. 60-63; J. Frase/R. Heynowski/M. Jörke/G. Seifert/M. Strobel/U. Veit/R. Vogt: Mehltheuer – ein trichterbecherzeitliches Grabenwerk mit Toreinbauten. In: *Archaeo* 10 (2013), S. 16-19; D. Frehse/M. Gutsche/K. Lehmann/G. Seifert/M. Strobel/R. Wegener: Unter einer neuen Milchviehanlage erhalten – die linienbandkeramische Siedlung von Pitschütz (Gde. Lommatzsch, Kr. Meißen). In: R. Smolnik (Hrsg.): Ausgrabungen in Sachsen 5. Dresden 2015; A. Kinne/Chr. Herbig/S. Müller/M. Posselt/B. Schneider/H. Stäuble/Chr. Tinapp/S. Wolfram: Eine Siedlung mit ältester Bandkeramik in Salbitz. In: R. Smolnik (Hrsg.): Ausgrabungen in Sachsen 4. Dresden 2014, S. 34-42. [Bronzezeit] W. Coblenz: Alte und neue Funde aus Sachsen. In: *Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege* 3 (1953), S. 83-141; S. Conrad/M. Gutsche/G. Seifert/M. Strobel: Eine trapezförmige Grabanlage des Mittelneolithikums und eine Siedlung mit Großbauten der Aunjetitzer Kultur von Prausitz (Gde. Hirschstein, Lkr. Meißen). In: R. Smolnik (Hrsg.): Ausgrabungen in Sachsen 3. Dresden 2012, S. 43-50; C. Ericson: Häuser der Lausitzer Kultur in Dahlen (Lkr. Torgau-Oschatz). In: *Archäologie Aktuell* 5 (1997), S. 124-127; H. Hellström: Das mehrperiodige Gräberfeld von Altlommatzsch bei Meißen. Dresden 2004; R. Spehr: Neue Grabfunde der Aunjetitzer Kultur aus dem Kreis Meißen. In: *Ausgrabungen und Funde* 11 (1966), S. 59-63. [Eisenzeit] W. Ender/M. Gutsche/M. Strobel: Ein Keramikkomplex der älteren vorrömischen Eisenzeit von Zscheilitz. In: R. Smolnik (Hrsg.): Ausgrabungen in Sachsen 1. Dresden 2009, S. 57-61; W. Ender/G. Seifert/M. Strobel/R. Wegener: Sondagen

gert, deren Spuren im Acker immer wieder an die Oberfläche treten.

Das rückwärtige Hinterland sicherten weitere Befestigungen in jeweils markanten topographischen Positionen. Am Ketzerbach zählen dazu Leuben und Höfgen, bei Zschochau die Zschochauer Schanze, deren sichelförmiger, durch einen Steinbruch stark zerstörter Wall wiederum sehr an die Guckschanze bei Robisch im Triebischtal erinnert.

Diese liegt dem Jockischberg gegenüber auf der anderen Talseite in beherrschender Spornlage über der Aue. Die Innenfläche ist durch einen sichelförmigen, fast 10 Meter hohen Wall mit vorgelagertem Graben gegen das Hinterland geschützt. Die Vorstellung, der ältere slawische Jockischberg (8./9. Jahrhundert) sei von der mutmaßlich jüngeren Guckschanze abgelöst worden, beruht einmal mehr auf der vagen zeitlichen Ansprache der Keramik.

„In burguardo Lovine in pago Dalmince“ heißt es in einer Urkunde aus dem Jahr 1069, die Leuben als Mittelpunkt eines Burgwardes, d. h. eines ottonischen Verwaltungsbezirkes nennt. Die Burg darf auf dem Leubener Kirchberg vermutet werden. Auf der steil zum Ketzerbachtal abfallenden Felszunge wäre die Anlage leicht zu verteidigen gewesen. Das Plateau ist durch Steinbrucharbeiten, Kirchenbau und Friedhofsnutzung massiv umgestaltet worden, möglicherweise steht aber die Kirche auf einer Abschnittsbefestigung. In Quellen des 19. Jahrhunderts wird von „sorbischen Scherben“ berichtet, die auf dem Kirchberg zum Vorschein gekommen sein sollen und eine frühmittelalterliche Besiedlung wahrscheinlich machen. Die der Jungfrau Maria geweihte Kirche dürfte bis in das 11. Jahrhundert zurückgehen.

In einer Schleife der Kelzge, einem Zufluss des Ketzerbaches, liegt auf einem markanten Geländesporn über Höfgen eine weitere kleine Befestigung. Auf der gefährdeten, der Hochfläche zugewandten Ostseite ist die Geländezunge durch einen mächtigen Wall abgetrennt, der an den Rändern etwas niedriger gewesen sein dürfte. Im Westen und Norden ist die Anlage durch einen Steinbruch, im Süden durch eine Kiesgrube stark gestört. In den 1960er Jahren durchgeführte Sicherungsgrabungen zeigen, dass die Umwehrung aus einer trocken gesetzten Außenmauer und einer hölzernen Innenfront bestand. Der Zwischenraum war mit Lehm verfüllt und wurde durch waagrechte Holzbalken stabilisiert. Einmal scheint die Befestigung repariert worden zu sein. Auch hier beruht die Vermutung, die Höfgener Schanze habe den Ziegenhainer Burgberg abgelöst, auf vagen Keramikdatierungen.

Völlig offen ist die Frage nach der Bebauung der z. T. mehrere Hektar umfassenden Innenflächen der großen Burgen. Schwache Anhaltspunkte auf eine dichte Bebauung liegen für den Zschaitzer Burgberg und für Hof/Stauchitz vor. Die handschriftliche Anmerkung von Georg Bierbaum auf einer zu seiner Zeit schon historischen Aufnahme, das Innere der ursprünglich dreifach umwallten Schwedenschanze von Altoschatz sei durch eine mächtige Kulturschicht geprägt, spricht für eine intensive Nutzung, wie auch die im Luftbild erkennbaren Gruben zwischen dem mittleren und äußeren Wall zeigen. Ähnliches gilt für den Löbsaler Burgberg. Ob sich neben den einfachen und relativ kleinen ebenerdigen Holzhäusern, die vom Meißner Burgberg bekannt sind, Grubenhäuser als gewerblich genutzte Nebengebäude im Inneren der Befestigungen befunden haben mögen, muss offen bleiben, ebenso wie auch die Frage nach der Existenz profaner und/oder sakraler Repräsentativarchitektur nicht zu beantworten ist.

Auch lassen sich keine bzw. nur wenige Aussagen zum Verhältnis der Burgen als lokale Zentren zu ihrem Umland treffen. Es ist auf jeden Fall davon auszugehen, dass im Umfeld intensiver Ackerbau betrieben wurde, der es gestattete, eine größere, nicht agrarisch tätige Bevölkerung zu versorgen, die nicht nur mit dem Bau und dem Unterhalt der Befestigungen beschäftigt war, sondern, wie wenige Hinweise bezeugen, auch spezialisiertes Handwerk wie Buntmetallverarbeitung und Handel betrieb. Wie groß das Hinterland der Burgen jeweils war und mit wie vielen Einwohnern gerechnet werden muss, ist völlig offen. Zwar gibt es Versuche, die Bevölkerungszahl Sachsens auch für das 11./12. Jahrhundert zu schätzen, aber angesichts des bislang völlig unzureichenden Kenntnisstandes über die Größe und räumlichen Verteilung zeitgleicher offener Siedlungen, fehlender anthropologischer Auswertungen der Bestatteten aus den wenigen bekannten Friedhöfen und nicht zuletzt der unklaren Datierung der zentralen Burgen entbehren Aussagen, in Sachsen hätten vor 1100 ca. 30.000 Menschen – überwiegend Sorben – gewohnt, jeder Grundlage.

Den Burgen und wenigen offenen Siedlungen stehen nämlich bislang kaum Friedhöfe gegenüber. Eine seltene Ausnahme bildet das Gräberfeld, das sich nördlich von Altlommatzsch erstreckte und 1957/1958 archäologisch untersucht werden konnte. Die 53 Gräber waren in Ost-West-Richtung orientiert, in Reihen angelegt und möglicherweise durch

kleine Hügel oder andere Markierungen oberirdisch gekennzeichnet. Möglicherweise orientierte man sich an einem Grabhügel der frühen Bronzezeit. Die Verstorbenen hatten in 2 x 0,8 Meter großen Grabgruben ihre letzte Ruhe gefunden und scheinen in Holzsärgen oder auf Totenbrettern bestattet worden zu sein. Einem knappen Drittel hatte man Perlen, silberne Schläfenringe, Messer und Keramikgefäße mitgegeben, die eine Datierung in das 11. und frühe 12. Jahrhundert zwischen 1050 und 1150 ermöglichen. Zu diesem Zeitpunkt muss also die slawische Bevölkerung der Lommatzcher Pflege bereits von der Brand- zur Körperbestattung nach christlichem Ritus mit Kopf im Westen und Blick nach Osten übergegangen sein. Eine hohe Kindersterblichkeit und eine Lebenserwartung von ca. 32 (Frauen) und 39 (Männer) Jahren lassen ebenso wie zahlreiche krankhafte Veränderungen am Knochenbau der Toten auf harte und entbehrungsreiche Lebensbedingungen bzw. erhebliche körperliche Belastungen schließen. Da der Friedhof nicht weit von der Siedlung angelegt worden sein dürfte, befand sich das Dorf wohl in der Nähe, wenn nicht gar im Bereich der heutigen Ortschaft Altlommatzsch.

Für die Lommatzcher Pflege bleibt ferner festzuhalten, dass den zahlreichen Burgen nur wenige Nachweise offener Siedlungen gegenüberzustellen sind. So gibt es im näheren Umfeld der Oschatzer Schwedenschanze nur drei Hinweise ländlicher Ansiedlungen, von denen eine in einem kleinen Ausschnitt archäologisch untersucht werden konnte. Der Neubau einer Förderschule ca. 400 Meter von der Schwedenschanze entfernt oberhalb des nördlichen Döllnitzufers gelegen, machte 1997 eine Ausgrabung erforderlich. Nicht nur wegen der unmittelbaren Nachbarschaft ist ein Bezug zur Befestigung vorzusetzen. Der Ausgräber geht davon aus, dass auf diesem Platz u. a. Eisen verhüttet wurde, ein Befund, der für das slawische Mittelalter Sachsens immer noch erwähnenswert ist. Ein kleiner Siedlungsausschnitt scheint bei Nössige im Bereich der neuen Staatsstraße S 85 erfasst worden zu sein; auch am südlichen Rand von Altlommatzsch, westlich von Scheerau und bei Paltzsch sind in den letzten Jahren Gruben des frühen Mittelalters zutage gekommen. Auffällig ist allemal, dass diese Befunde außerhalb bzw. am Rand der heutigen Ortslagen anzutreffen waren. Von gewissen Verlagerungen der Ortschaften auch noch seit dem frühen Mittelalter ist also in jedem Fall auszugehen.

Ausblick

Die größeren Burgen fügen sich in ein Netz wohl zentraler Orte, die das mittelsächsische Lößhügelland in lockerer Streuung, aber möglicherweise systematischer Anordnung erschließen. Obwohl lediglich die Anlagen von Hof/Stauchitz und Köllmichen, in sehr geringem Umfang auch von Zschaitz durch Grabungen soweit untersucht sind, dass Angaben zur Architektur und über die Aussagekraft von Zufallsfunden hinausgehende Angaben zur Zeitstellung gemacht werden können, hat die immer wieder geäußerte Annahme, diese Anlagen würden zu dem Gebiet gehören, das in der Mitte des 9. Jahrhundert in der sogenannten Ostfränkischen Völkertafel als „Talaminze“ bezeichnet wurde, eine gewisse Berechtigung. Die Burgen des 9. bis 11. Jahrhunderts spielten in der administrativen Untergliederung des Landes eine nicht zu unterschätzende Rolle. Allein der Aufwand, der mit ihrer Errichtung und ihrem Ausbau verbunden war, unterstreicht ihre Bedeutung, waren doch heute nur schwerlich abzuschätzende Ressourcen in Form von Arbeitskräften, Materialien wie Holz, Erde und Stein zu mobilisieren. Diese Anlagen erfüllten am Ende nicht nur fortifikatorische Funktionen, sondern dienten in erster Linie auch der Darstellung von Herrschaft – in welcher Form auch immer.

Bis zu seinem Ableben 1018 berichtete der Merseburger Bischof Thietmar von dynastischen und militärischen Auseinandersetzungen im Raum zwischen Mulde und Elbe. Dass in den Jahrzehnten danach Frieden eingekehrt sein sollte, ist mehr als fraglich. Die vielen Hinweise auf Brände in Burgen und Siedlungen sprechen eine eindeutige Sprache. Am Ende des 11. Jahrhunderts wurde die Lommatzcher Pflege (wieder) zum Kriegsschauplatz. Aus böhmischer Perspektive blickte der Prager Kanoniker Cosmas auf die Auseinandersetzungen, in die als Parteigänger Kaiser Heinrichs IV. Herzog Wratislaw von Böhmen und Wiprecht von Groitzsch, als Anhänger Herzogs Lothar von Süplingenburg Bischof Benno von Meißen und Konrad von Meißen verstrickt waren. 1087 zog Wratislaw mit einem Heer nach „Zribia“, wie die Markgrafschaft Meißen südlich des Erzgebirges genannt wurde. Er errichtete mit der Burg „Gwozdek“, wahrscheinlich identisch mit dem Niederwarthaer Burgberg, einen militärischen Mittelpunkt, von dem aus er versuchte, Meißen zu erobern und das Umland zu verwüsten. Lebendig sind die Schilderungen Cosmas, wenn er die mit aller Härte geführten Ausein-

in einer spätlatènezeitlichen Siedlung bei Görzig. In: R. Smolnik (Hrsg.): Ausgrabungen in Sachsen 1. Dresden 2009, S. 61-63; W. Ender/A. Kinne/M. Strobel/R. Vogt: Das Gräberfeld auf dem Tanzberg von Proszitz/Piskowitz (Lkr. Meißen). In: R. Smolnik (Hrsg.): Ausgrabungen in Sachsen 3. Dresden 2012, S. 75-8; A. Mirtschin: Germanen in Sachsen im Besonderen im nordsächsischen Elbgebiet während der letzten vorchristlichen Jahrhunderte. Eine heimatgeschichtliche Studie. Riesa 1933. [Kaiserzeit] W. Baumann/K. Kroitzsch: Zur ur- und frühgeschichtlichen Besiedlung der Döllnitzau bei Leuben, Kr. Oschatz (Katalog). In: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 27/28 (1984), S. 191-277; W. Baumann: Die Ausgrabung eines spätkaiserzeitlichen Grubenhauses in Kmhlen, Kr. Großenhain. In: Ausgrabungen und Funde 11 (1966), S. 88-93; W. Coblenz: Das Gräberfeld von Proszitz. Leipzig 1955; E. Meyer: Die germanischen Bodenfunde der spätrömischen Kaiserzeit und der frühen Völkerwanderungszeit in Sachsen. Berlin 1971; S. Schöne/G. Seifert: Eine bislang unbekannt Siedlung der jüngeren bis spätrömischen Kaiserzeit bei Leisnig. Eine neue Fundstelle schließt eine Forschungslücke. In: *Archaeo* 12 (2015), S. 26-29; R. Spehr: Grubenhaus der älteren Kaiserzeit in Riesa-Göhlis. In: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 18 (1968), S. 339-362. [Frühmittelalter] S. Bens u.a.: Zukunft für ein bedeutendes archäologisches Kulturdenkmal – der Burgberg Zschaitz. In: R. Smolnik (Hrsg.): Ausgrabungen in Sachsen 3. Dresden 2012, S. 100-108; G. Billig: Die Burgwardsorganisation im obersächsisch-meißnischen Raum. Berlin 1989; V. Bromme/F. Ende/H.-J. Hardtke/A. Kinne/S. Slobboda/M. Strobel/B. Ullrich/R. Vogt/Th. Westphalen/Ch. Winkler: Der Burgberg Zschaitz in der Lommatzcher Pflege – Landschaft, Natur und Archäologie. *Archaeonaut* 9. Dresden 2010; H. Ludat: An Elbe und Oder um das Jahr 1000.m Skizzen zur Politik des Ottone Reichs und der slavischen Mächte in Mitteleuropa. Köln/Wien 1971; J. Oexle/M. Strobel: Auf den Spuren der „urbs, quae dicitur Gana“, der Hauptburg der Daleminzier. Erste archäologische Untersuchungen in der sla-

wischen Befestigung von Hof/Stauchitz. In: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 46 (2004), S. 253-263; M. Rummer/Chr. Schubert/M. Strobel/Th. Westphalen: Ist „Gana“ noch zu retten? Neue Untersuchungen zum Zustand der frühmittelalterlichen Burganlage von Hof/Stauchitz (Kreis Nordsachsen/Meißen). In: Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Heft 3/2014, S. 23-28; A. Schmid-Hecklau: Die archäologischen Ausgrabungen auf dem Burgberg in Meißen. Die Grabungen 1959-1963. Dresden 2004; R. Spehr: Frühslawische Funde aus Gohlis und Paußnitz, Kr. Riesa. In: Ausgrabungen und Funde 12 (1967), S. 86-95.; H. Ludat: Elbislaven und Elbmarken als Problem der europäischen Geschichte. In: Festschrift für Friedrich von Zahn. Köln/Gratz 1968, S. 39-49.

andersetzungen schildert: Wratislaw „schickte zwei Scharen auserlesene Reiter unter Befehl seines Sohnes Brazislav ab, um eine früher erlittene Beleidigung zu rächen. Es war ihm nämlich einmal auf dem Rückweg vom kaiserlichen Hof in einem sehr großen Dorf, das Kileb hieß und wo er übernachtete, begegnet, dass bei Nacht zwischen seinen Leuten und den Einwohnern Streit entstand und die Brüder Nazarat und Bznata, Söhne des Grafen Taz, die ersten unter den Grafen, des Vaterlandes vornehmste Stütze, wegen ihre vorzüglichen Eigenschaften berühmt, von den Bauern getötet wurden. Dem königlichen Befehl folgend beeilten sich die Abgesandten bei Tag und bei Nacht und brachen am dritten Tage beim ersten Morgenlicht mit großem Ungetüm in das Dorf ein; plünderten die Einwohner und selbst die Frauen bis auf die Schuhriemen aus, zerstörten und verbrannten die Gebäude, nahmen Pferde und Vieh mit sich und setzten ihren Weg, ohne Schaden genommen zu haben, fort. Als sie aber zur Mittagszeit über einen Fluss setzten, ließ der Sohn des Herzogs, der die Gegend sehr schön fand, die Schildträger mit der Beute voraus ziehen und lud die vornehmeren Ritter ein, daselbst ein Mahl einzunehmen; und weil die Hitze den Herzog sehr belästigte, suchte er sich nach dem Mahle durch Schwimmen ein bisschen abzukühlen. Da kamen mehr als zwanzig Reiter, von den Sachsen geschickt, um sie in listiger Weise zum Kampfe herauszufordern. Die Unserigen, die unklugen, welche mehr kühn als vorsichtig waren, stürzten sich bei diesem Anblick auf die Feinde und eilten so ihrem Geschicke entgegen, denn sofort brach ein Haufen geharnischter Sachsen aus dem Hinterhalt hervor und nicht einer der Unserigen, welche die Feinde verfolgt, entkam. Als nun die, welche im Lager zurückgeblieben waren, vom Gefechtsfelde her eine Staubwolke aufsteigen sahen, griffen sie, obgleich plötzliche und unvorgesehene Zufälle im Kriege auch die Tapfersten oft verwirrt machen, doch in aller Eile zu den Waffen und empfinden die Feinde unerschrocken. Die Schlacht beginnt mit aller Heftigkeit, das Geräusch der Waffen, das Geschrei der Kämpfenden dringen bis zu den Wolken, die Speere brechen beim ersten Zusammenstoß und der Kampf wird mit den Schwertern ausgefochten, bis mit Gottes Hilfe die Sachsen die Flucht ergreifen und die Unserigen einen, allerdings sehr blutigen Sieg erringen.“ Für 1088 und 1123 sind weitere böhmische Einfälle zwischen Elbe und Mulde überliefert. Vor diesem Hintergrund erscheint die heutige

Lommatzcher Pflege mit ihren Burgen als administrativen bzw. militärischen, möglicherweise auch sakralen Mittelpunkten im 10. und 11. Jahrhundert als Teil einer ca. eintausend Quadratkilometer großen Landschaft zwischen Mulde und Elbe, deren materiellen Hinterlassenschaften so einheitlich zu sein scheinen, dass auch von einer politischen Einheit auszugehen ist. Zusammen mit anderen Machtzentren Ostdeutschlands bildet nach Herbert Ludat auch die Landschaft zwischen Elbe und Mulde im frühen und hohen Mittelalter „kein abseitiges Reservat einer lokalen begrenzten deutsch-slavischen Auseinandersetzung, die lediglich als Vorspiel und Auftakt der Ausbreitung der Deutschen nach Osten aufgefasst werden darf. Sie gehört vielmehr in weit größere Zusammenhänge hinein und lässt sich weder von der Geschichte der Politik des Reiches und des Imperiums noch von der seiner östlichen Nachbarstaaten trennen. Daraus folgt, dass eine sorgfältige Bearbeitung und Interpretation der vielen für das Geflecht personeller, kultureller und politischer Beziehungen relevanten Zeugnisse in allen diesen Nachbargebieten notwendig sind, um die spärliche und lückenhafte Überlieferung für diese Zentrallandschaften zwischen Elbe und Oder ergänzen und die bisher oft nur isoliert betrachteten und meist lediglich lokalhistorisch begriffenen Einzelvorgänge in den Zusammenhang großräumiger politischer Machtausinandersetzungen einordnen zu können. Dieser Elbe- und Oderraum hat – im 10. und 11. Jahrhundert zumindest – eine Entscheidungszone ersten Ranges in der Politik der mitteleuropäischen Staaten gebildet. Modern-nationale Aspekte haben in den Motiven und Entscheidungen der politisch Handelnden dieser Zeit keine Rolle gespielt.“

Die befestigten Burgen verloren spätestens im 12. Jahrhundert ihre Bedeutung und wurden von kleinen Turmhügelburgen oder Burgen in Spornlage sowie befestigten Herrenhöfen abgelöst. Die Gründung neuer Siedlungen in der Regie niedriger Adliger oder der Bau von Kirchen wären ein eigenes Kapitel. Nicht immer ergänzen sich auch jetzt urkundliche und archäologische Überlieferung so widerspruchsfrei, dass die Forschung ohne Hypothesen und Spekulation auskäme. Können die lokalen Faktoren, die zur Errichtung der Burgen führten, erkannt bzw. wenigstens erahnt und durch Analogien die architektonischen Details des Wallbauwerks näher eingegrenzt werden, sind Überlegungen zu ihrer Einordnung in das politische Gefüge zu Zeiten ihrer Nutzung enge Grenzen gesetzt.

Autoren

Dr. Michael Strobel,
Dr. Thomas Westphalen
Landesamt für Archäologie
Sachsen
Zur Wetterwarte
01109 Dresden